Abhandlung über die Aufgabe der Schweizerischen Oeconomischen Gesellschaft in Bern, im Jahr 1759 : aus dem Französischen des Herrn Seigneux de Correvon übersetzet

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sammlungen von landwirthschaftlichen Dingen der Schweitzerischen Gesellschaft in Bern**

Band (Jahr): **1 (1760)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-386507

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

XI.

Abhandlung

über die

Aufgabe der Schweizerischen Oeconomischen Gesellschaft in Bern, im Jahr 1759.

Aus dem Französischen des Herrn *Seigneux de Correvon* übersetzet.

Die ansehnliche Gesellschaft, die diese Abhandlung veranlasset, hätte keine, ihrer Absicht würdigere Materie, die ihre Liebe des Vaterlandes deutlicher an den Tag legte, zu einer Aufgabe wählen können. Dieses Vaterland, in dessen Schoose wir sint so langer Zeit die süssesten Früchte der Freyheit und des Friedens geniesen, scheinet uns selbst einzuladen, ihm durch solche

Bemü-

Bemühungen, die es ansehnlicher und glücklicher zu machen, zur Absicht haben, unsre Dankbarkeit zu erzeigen.

Ein jedes Land hat seine Lücken; die Vorsehung, die die Menschen unter sich durch eine nothwendige Abhänglichkeit verbinden wollte, hat es so zugegeben, oder angeordnet.

Nichts ist tüchtiger sie miteinander zu vereinigen als dergleichen Bedürfnisse; nichts ist tüchtiger sie miteinander zu verbinden, als die beydseitige Hilfe, die sie einander zu leisten gezwungen sind. Wenn ein jeder vor sich alles im Ueberfluß besässe, so würde er den andern, der ihm doch gleich ist, verachten, oder hintansetzen; wenn ein Volk vor sich selbst aller Vortheile genösse, so würde es so gleich von allen andern beneidet werden, und vielleicht seinen Vorzug mißbrauchen.

Die gleiche Vorsehung aber, die diese Lücken zuläßet, hat uns die Mittel an die Hand gegeben, sie auszufüllen. Wenn die Ehrfurcht, die wir ihrer Regierung schuldig sind, will, daß wir uns alle ihre Absichten gefallen lassen; wenn sie uns selbsten befiehlt, uns gänzlich ihren weisen Rathschlüssen zu unterwerfen, so verbietet sie uns keinen der Wegen, die uns die Klugheit öfnet, um uns vor der grösten Nothdurft des Lebens in Sicherheit zu setzen. Sie überhebet uns nicht nur der Schuldigkeit, daß wir uns gänzlich auf andere, oder auf die väterliche Vorsorge, die sie zu ihren Geschöpfen trägt, verlassen, sondern sie reitzet so gar unsern Fleiß, der oft in Schwachheit und Trägheit

schlummert, an, um das bey uns selbst hervorzubringen, was wir von andern anders nicht, als mit allzugrossen Unkosten, Sorge, und Ungewißheit erhalten können. Die Anweisung, die sie einem jeden Menschen vor sich giebt, wird den Häuptern der Gesellschaften zur Pflicht, und den Regenten zum Gesetze, die, wie die unsern, sich ein Vergnügen machen, die Lust ihrer Unterthanen zu seyn.

Dieser Rath, der stufenweise zu einer Pflicht und zu einem Gesetz, nach der gesunden Vernunft, sich erhebet, gehet vorzüglich auf Dinge von der äussersten Nothdurft. Oder was wäre es, wenn ein Volk die Annehmlichkeiten des Prachts und des Ueberflusses besässe, und an dem Nothwendigen Mangel litte? wenn es der Früchte einer bloß sinnreichen Kunst genösse, und des Ueberflusses, aufs wenigste eines bescheidenen Ueberflusses der wesentlichsten Nothwendigkeiten entbehrte? Was nützte einem Lande, die Schönheit seiner Lage, die Annehmlichkeit seines Climats selbst, die Fruchtbarkeit seines Bodens, wenn seine Bewohner nicht darin hervorzubringen wüßten, was ihnen annoch fehlt? Und wie könnte sich der Ruhm und die Macht eines Staats erhalten, so ansehnlich und furchtbar derselbe durch seine Lage, durch seine Verfassung, durch seine Gesetze, sein Kriegsvolk, seine Bündnisse auch wäre; wenn mit allen diesen Vortheilen dieser blühende Staat gezwungen wäre, in fremden Ländern das Getreide zu suchen, das in seinem eigenen, zu desselben Unterhalt wachsen sollte? Lasset uns untersuchen, ob die Schweitz, unser werthes

thes Vaterland, sich nicht in einem solchen Zustand befinde. Dieses ist der Vorwurf der ersten Frage.

Erster Theil.

Gründe, die die Schweitz verbinden, vorzüglich Getreide zu bauen.

Unter dem Anbau des Getreides, verstehe ich nicht nur die Anpflanzung des Getreides in seiner eigentlichen Benennung, als Weitzen, Dinckel (Spelt), Korn (Roggen), sondern auch noch die Anpflanzung aller andern Feldfrüchte, die dem Menschen so wohl als dem Viehe zur Nahrung dienen; als alle Arten von Gerste, Erbsen und alle andere Hülsenfrüchte mit runden Körnern, grosse und kleine Bohnen, Türkenkorn, Haydenkorn, Haber und alle Arten von Mischel (Baschi) ꝛc. Weil nach Verschiedenheit des Orts und des Climats der Pöbel alle diese Früchte gebraucht, und oft die gröbsten seiner Natur und seiner Arbeit besser anstehen, als die andern, an die er übrigens gewohnt ist, die in dem Lande, das er bewohnet, am besten fortkommen, im Ueberflusse wachsen, den wiedrigen Zufällen weniger ausgesetzt sind, und deren Gebrauch ihn weniger kostet.

Der Vorzug, den das Getreide im engern Verstande verdienet, und den dieser erste Theil der Aufgabe andeutet, kann eine doppelte Bedeutung, und demnach zwey verschiedene, aber gleich kluge Absichten haben.

Die erste und allgemeinste Bedeutung wäre; den Anbau der Felder vorzüglich vor dem Anbau der Reben (Weinbergen) der Baumgärten, der Wiesen und der Wälder anzubefehlen; und in diesem Sinn den Anbau aller Feldfrüchte, die dem Menschen zur Nahrung gereichen, je nachdem es die Verschiedenheit des Bodens zugiebt; diesen Anbau, sage ich, als den vornehmsten und angelegentlichsten Theil des Landbaus, in Absicht auf das Glück und den Wohlstand eines Landes anzubefehlen.

Dieser Vorzug kann aber auch in dem Sinn genommen werden; daß man den Anbau des Getreides, in seiner eigentlichen Bedeutung genommen, und also den Anbau der Feldfrüchte von dem grösten Werthe, die am ersten verdienen angepflanzet zu werden, von dem grösten Nutzen sind, und am leichtesten können verhandlet werden, sonderheitlich anbefehle; aber auch dieser Vorzug muß sich allezeit nach dem Erdreich, nach dem Climate und den Umständen richten; denn, wer die Natur zwingen, und in ihren Gewächsen binden will, der gewinnt nichts. Man muß also die Wege der Natur befolgen, und den Vorzug des Getreides, von dem hier die Rede ist, denselben gemäß so bestimmen, daß in ein jedes Erdreich nur diejenige Frucht gesäet wird, die ihm anstehet; das ist, diejenige, die darinn fortkommt, und zu der Zeit gesäet wird, da es geschehen kann, ohne solches auszumergeln.

Wenn wir die Gründe untersuchen, die uns zum Anbau des Getreides von allen Arten bewegen

wegen sollen, so finden wir einige, die uns mit allen Völkern gemein, und andere, die uns eigen sind, oder aufs wenigste von grösserem Gewichte für unsere Nation; Wir wollen mit denen den Anfang machen, die uns mit allen Völkern gemein sind, denn je allgemeiner die Gründe sind, desto mächtiger und wirkender sind sie auf uns.

Erstlich, ist es so wohl bewiesen, daß die wahren Reichthümer die sind, die von dem Landbau herrühren, daß wir die Zeit zu mißbrauchen glaubten, wenn wir uns zu lange bey dieser Wahrheit aufhielten. Die, welche in der Einfalt und auf dem Lande leben, empfinden zwar diese Wahrheit besser, als die, so in den Städten und in der Weichlichkeit leben. Aber niemand kann läugnen, daß nicht die Reichthümer der Erde, die der Anbau derselben zeuget, die wesentlichsten und schätzbarsten seyn, gegen diese könnte man aller übrigen entbehren. Die übrigen fliessen aus ihnen, wie von ihrer Quelle, und können nicht anders betrachtet werden als Zweige, deren Mutter-Stamm der Landbau ist. Dieser ist also, wie ein Englischer Schriftsteller sich gar wohl ausdruckt, ein Bergwerk auf der Oberfläche der Erden, das reicher und sicherer ist als alle übrigen. Es hat nicht verderbliche Folgen vor die Sitten und die Bevölkerung, welche denen von Gold und Silber eigen sind. Die Entdeckung und der Besitz dieser kostbaren Metallen kommen wenigen Personen zu, und lassen oft die Völker, bey denen sie gezeuget werden, in der

Armuth (*); dahingegen, die Lebensmittel und sonderheitlich alle Feldfrüchte zugleich wesentliche, und auch solche Reichthümer sind, die die Stelle des Geldes vertreten; Dinge von der ersten und grösten Nothwendigkeit; die einzige Waare, die sich stets vor baares Geld verkauft, und nicht auf Borg gegeben wird. Reichthümer, die stets wieder neu anwachsen, und stets verlangt werden; die alle andere Reichthümer, die wir unserm Fleisse und der Kunst zu danken haben, in einem beständigen Umlauf erhalten. Reichthümer endlich, die ein jedes Land hervorbringt, woferne die sorgsame Mühe, sie zu pflanzen, nicht ermangelt, und die über so viele andere den Vortheil haben, daß sowohl die Sache selbst als ihre Zubereitung dem Lande bleiben, und ihm nicht können entzogen werden. Mit dem Getreide, das das Hauptstück von dem nothwendigen ausmacht, kann man sich das nützliche anschaffen; ja so gar selbst das überflüßige, mit dem wir, ohne Zweifel nur allzuunbedacht die Annehmlichkeiten des Lebens verbinden.

Sind diese Gedanken wahr in Absicht auf die Privatpersonen, so erhalten sie noch eine weit

(*) Das Königreich Bambuch in Africa, das im Jahr 1716. von der Indianischen Compagnie entdeckt worden, ist an Gold das reichste Land auf der Erde; indem man dort dieses Metall fast pur findet, ohne ihm nachzugraben, und zehen Männer mehr ausrichten als hundert in den reichsten Bergwerken von Peru oder Brasilien. Aber das Erdreich ist dort so trocken und unfruchtbar, daß es seinen Bewohnern die Nothwendigkeiten des Lebens nicht reicht, die daher unter die armseligsten Menschen zu setzen sind.

weit mehrere Stärke, wenn man sie auf ein ganzes Volk richtet. Ein Volk, das sich auf eine fortwährende Weise dieser Reichthümer des Landes, dieser so schätzbaren Güter der Natur versichert hat, ist unläugbar mächtig und grundfeste; da im Gegentheil ein Volk, das diese Nothwendigkeiten des Lebens nicht von sich selbst hat, nur eine entlehnte und unsichere Macht hat. Ein zahlreiches Volk, das wohl gebraucht und glücklich gemacht wird, macht die Macht eines Staats aus; die Stärke und Dauer einer solchen Macht aber bestehet in einem so richtigen Verhältniß, als nur möglich, zwischen denen, die den Staat regieren, die ihn unterrichten, die ihn vertheidigen, und die ihn ernähren. Ein jeder von diesen Ständen erfodert einen seiner Wichtigkeit angemessenen Schutz; aber der Stand, der die andern alle ernähret, scheinet die gröste Aufmerksamkeit zu verdienen; man erinnere sich an das Ansehen, in dem die Ackersleute und Hirten bey den Egyptiern stunden; man erinnere sich der Worte des Herrn von Sülly, der um die Macht der Französischen Monarchie zu erhalten, weiters nichts verlangte, als Ackersleute, Hirten und Rebleute (Weingärtner).

Ich habe durch die Liebe zum Vaterland geleitet, die mir mit der würdigen und gelehrten Gesellschaft in Bern gemein ist, meine Absicht nicht nur, ihrem Entwurfe zufolg, auf die Schweitz überhaupt, in dieser Abhandlung gerichtet; sondern habe annoch, indem ich dieselbe in den Kreis meiner Kenntniß einschränke, und mich der Freyheit bediene, die sie einem jeden,

der über diese Materie schreiben wird, gestattet, den blühenden Wohlstand des hohen Cantons, in welchem ich gebohren zu werden das Glück gehabt, mir zu einem Augenmerk gewählt. Den Wohlstand eines Landes, das alles nothwendige im Ueberfluß kann hervorbringen, wenn es wohl angebauet wird; den Wohlstand eines Volkes, das im Stande ist, aus dessen Schoose diese kostbaren Reichthümer zu ziehen, wenn es wohl geleitet wird; nicht nur, wie es würklich ist, durch seine Oberherrschaft, die beständig vor das wahre Glück ihres Volks besorgt ist; sondern auch durch die kluge Verwaltung der Städte und Gemeinen, einer jeden in ihrem Bezirke; durch die Wachsamkeit der Lehensvasallen in ihren Herrschaften, und besonders durch die kluge Haushaltung der Hausväter, wenn sich dieselben befleissen ihre Güter, so stark als möglich ist, zu verbessern. Es ist unstreitig, daß dieses so schöne Land, das unter einem so günstigen Himmelsstriche liegt, aller fremden Hilfe, bis an einige wenige Artickel leicht entbehren könnte, wenn es recht und ordentlich gebauet wäre. Alles, was zum Unterhalt nöthig ist, alles, was das Leben angenehm machen kann, würde sich im Ueberflusse und zum Vergnügen darinn finden.

Diese Abhandlung und die Fragen, die zu derselben Anlas geben, beruhen auf diesen zwey Sätzen: Der erste ist, daß die Schweitz nicht genug Getreide hat; ich will sagen, daß diejenigen Theile der Schweitz, die am meisten haben, die Lücken derer nicht können ausfüllen, die am wenigsten haben. Der andere Satz ist, daß

diese

diese Lücke durch die Verbesserung des Landbaus kann ausgefüllt werden; und ist es der gesunden Staatskunst, und Oeconomischen Klugheit angelegen, daß die Einwohner zu derselben angefrischet werden, durch die Untersuchung der Hindernisse, die ihr widerstehen, und der Mittel dieselben zu heben.

Wir könnten uns eine solche Lücke, und einen solchen Mangel nicht vorstellen, wenn wir die Schweitz nur durch die Nachrichten der Geschicht- und Erd-Beschreiber kennten. Fast alle schildern uns dieselbe als ein Land ab, das überhaupt sehr reich an Getreide, an Wiesewachs, an Weinen und Früchten ist, (*) Glareanus sagt:

Montana est, sed enim ridenti fertilis arvo.

Und besser unten

Plana jacet campis, fœcundoque utilis agro:
Frumenti vinique ferax. . . . . .

Oswald Molitor, auf den sich Simler beruft, in dem Capitel, so er Helvetia Soli natura betitelt, bezeuget, daß der Canton Bern und einige andere, in verschiedenen Gegenden, Getreide im Ueberflusse haben. *Ager Bernensis, Friburgensis, Salodorius, Herogea & Durgea* frumento mire exuberant. Zürich und Basel (setzet er hinzu) bringen Getreid und Wein in ziemlicher Menge hervor; *non mediocriter*; und andere Oerter der Schweitz sind genugsam damit versehen: *Sunt & alia insuper loca per Helvetiam,*

(*) Morery in seinem Wörterbuch im Articul von der Schweitz.

vetiam, quibus neutrum deest; sed minor copia. Wer sollte nicht aus diesen Beschreibungen schliessen, daß die Schweitz, und insbesonders der Canton Bern vor der Noth, die aus der Unfruchtbarkeit und Theure entstehet, durch ihre Fruchtbarkeit genugsam gesichert sey? und daß diese Nation, aufs wenigste, wenn sie den Vorschuß von den reichsten Jahren aufschüttet, leicht und ohne fremden Einkauf die zufälligen Unglücksfälle ertragen könne.

Unterdessen kommt es mit der Erfahrung bey weitem nicht überein. Theure Zeiten sind ihr nicht selten, und obwohl in den fruchtbarsten Jahren wenig oder kein Getreide aus dem Land geführet wird, so hat doch der Canton Bern und in demselben die Waadt insbesonders, in diesem Jahrhundert, zu verschiedenen mahlen eine unglückliche Theure, die der Hungersnoth sehr nahe kommt, so empfunden, daß weder die guten Jahre, noch der Vorrath, welchen die kluge und väterliche Vorsorge einer gnädigen Obrigkeit in ihren Kornhäusern aufbehaltet, diese grosse Lücke haben ausfüllen können. Der hohe Stand, die Städte, Privatpersonen, die solches unternommen, musten aus der Ferne und mit grossem Verlage fremdes Getreide herbeyschaffen; und bey diesem Anlas verbindet mich eine gerechte und aufrichtige Dankbarkeit zu bezeugen, daß den Unterthanen dieses Cantons, und insonderheit der Landschaft Waadt, in diesen nothleidenden Zeiten, mehr als einmahl, von ihrer hohen Landes-Obrigkeit, mit einer recht königlichen Großmuth und Aufwand, Hülfe geleistet worden. Im Jahr 1749. sind

die

die Einwohner dieser Landschaft in die äusserste Noth kommen; zu unterschiedlichen noch neueren Zeiten, und in den allerletzten Jahren, hätte das Volk den hohen Preis, in den das Getreid durch seine Seltenheit angestiegen, nicht ertragen können, wenn nicht die angrenzenden Länder und insbesonders Burgund dessen im Ueberfluß glücklicher weise gehabt hätten; aus welcher Provinz einzig wir einen grossen Theil unsers Unterhalts gezogen haben; die aber auch grosse Summen Geldes aus dem Lande getragen hat; und ohngeachtet dieser ausserordentlichen Hilfe, ist das Getreide in diesen zwey letzten Jahren in einem sehr hohen Preise gewesen; welches eine Ursach war des steigens aller Arbeitslöhne, der Sorge und des Elendes aller deren, die kümmerlich zu leben haben.

Obwohlen das, was ich eben gesagt habe, die ganze Schweitz nicht angehet, da einige Theile derselben, wie das Aergäu und Thurgäu, einen ziemlichen Ueberfluß an Getreide haben; so muß ich mich doch übel betriegen, wenn man mir nicht muß zugeben, daß die ganze Schweitz überhaupt ab ihrem Boden nicht so viel Getreide einerndtet, als sie zu ihrem Unterhalte nöthig hat; daß verschiedene Cantone und verschiedene angehörige Landschaften gemeiniglich, oder aufs wenigste in den schlechten Jahren, solches müssen einkaufen; und daß der Ueberschuß der reichsten Jahre, nicht zureichend ist, diese Lücken auszufüllen.

1. Ich halte mich also gegründet, daß ich unter den Beweggründen, die die Schweitz zum

Ge-

Getreidbau anstrengen sollen, einen würklichen Mangel zu erst setze; und gesetzt auch, sie würde endlich mit Noth so viel Getreide hervorbringen, daß sie demselben, bis an eine ausserordentliche Hungersnoth, wie diejenige gewesen ist, die Egypten betroffen hat, begegnen könnte; so halte ich dennoch dafür, daß eine jede kluge und policirte Nation, Engelland nachahmen, und gleich diesem Volk sich bemühen sollte, dieses Lebensmittel, so fast, als immer möglich zu vermehren; die darzu andringenden Gründe werde ich in der Folge, vielleicht nur zu kurz, anführen, weil es unmöglich ist, sich in einer solchen Abhandlung, wie diese ist, so weit auszudähnen, als es die Wichtigkeit und der Reichthum der Materie erfoderten.

II. Nicht die Grösse des Landes, sondern die Anzahl der Menschen, und die Nutzbarkeit ihrer Arbeit, machen die Stärke eines Staats aus.

Palestina, Egypten und Sicilien beweisen, wie mit dem Getreidbau in einem Lande, die Anzahl seiner Einwohner, und die Hilfsmittel des Staats und des Volks wachsen.

III. Ein volkreiches Land ist mächtig nach dem Verhältnisse seiner Bevölkerung, besonders, wenn es mit einer gleichen Anzahl Bewohner einen engern Bezirk inne hat. Indem (wie der Abt von St. Pierre schreibt) die Macht und Stärke eines Staats nicht in der Grösse seines Lands bestehet, sondern in der Menge seiner Einwohner, nach dem Verhältniß, daß sie enger eingeschlossen, arbeitsamer, abgerichteter, fleißiger, und nützlicher beschäftiget, ja ich

thue

thue noch hinzu, besser genähret sind; denn, sollen dieselben näher bey und untereinander wohnen, ohne sich zu belästigen und auszuhungern, so müssen sie auf ihrem eigenen Boden und in der Nähe die nöthigen Lebensmittel finden.

IV. Die Schweitz hat ihre Stärke und ihr Ansehen durch die Menge ihres Volks erhalten, und soll, wie alle kriegerische Nationen, nach der grösten Bevölkerung streben; Eine jede Nation, sonderlich aber eine Nation, die keine Vestungen hat, muß ihre innerliche Stärke in der möglichst grossen Anzahl Volkes suchen; sie muß trachten, so viel Volk zu haben, als sie nur ernähren kann; sie muß zu der Verbesserung ihres Erdreichs, als dem sichersten Mittel, es annoch zu vermehren, neue Pflänzer an sich zu ziehen, und dieselben gemächlich zu leben, in Stand zu setzen, ihre Zuflucht nehmen. Die Schweitz, als eine kriegerische, und von Vestungen entblöste Nation, soll also so viel Volk haben, daß sie den Zweck ihrer Bündnisse, ohne ihr Land zu entvölkern, und ohne daß es demselben jemals an genugsamen Anbauern fehle, erfüllen könne; sie muß aber zugleich eine genugsame, wohl abgerichtete Militz den Staat gegen alle feindliche Anfälle zu schützen bereit haben.

Würklich hat dieser Stand eine schöne und zahlreiche Militz, aber mit neuen Verbesserungen des Lands würde sich solche auch noch vermehren; der Eifer des Volks würde mit seinem Glücke wachsen, und alsdann wäre dasselbe im Fall eines unerwarteten Angrifs unüberwindlich.

V. Die

V. Die Reichthümer, die auf der Erde wachsen, tragen mit mehrerem Nachdruck als alle andere das ihrige zu der Bevölkerung bey; weil sie den Menschen an das Land heften, das er anbauet; und diese Bevölkerung nimmt stets mit dem Ueberflusse zu.

Ein leichtes und gemächliches Leben haltet die alten Einwohner zurück, giebt ihnen einen Hang zu ihrem Geburts-Orte, und vermehret ihre Liebe zum Vaterlande; finden sie in ihrem Heimath diese Bequemlichkeit nicht, so werden sie dieselbe weiters suchen. *Patria ibi, ubi bene est.* Man kann keinen Burger, auch keinen Unterthan wider seinen Willen zurückhalten. Mit den Seilen der Leutseligkeit allein, durch das Wohlseyn, das man ihm verschaffet, durch Gutthaten und durch Sanftmuth, läßt er sich binden. Der Ueberfluß vermehret die Heurathen und Ehen unter den Landleuten, und eben dadurch die Haushaltungen, die Theilungen und Verstücklungen der Güter, die dadurch mächtig in ihrem Werthe steigen. Er ziehet auch viele neue Einwohner in das Land; sie kommen häufig, so bald sie gewiß sind, einen sichern Unterhalt, eine ehrliche Arbeit, ein wenig Land, das sie können roden, (anbauen) die Befreyung von Auflagen, die Freyheit und den Friede zu finden. Die Bevölkerung vermehret zugleich den Verbrauch der Lebensmittel, und die Lebensmittel selbst, wie hinwiederum die Vermehrung der Erdfrüchte, die Bevölkerung gewiß vermehren wird, wovon China vorzüglich ein Beweis ist. Der Ackerbau ernährt, die Bevölkerung verzehrt; eines reicht immerfort dem andern was ihm fehlt.

VI. Ein

VI. Ein bewegender und wichtiger Grund, den Landbau in einem Land, das, wie die Schweitz, eingeschränkt und bevölkert ist, zu äufnen, ist: Daß wenn man die Arbeit verdoppelt, das Land oder dessen Werth, den man allezeit nach seinem Ertrag schätzet, zugleich verdoppelt wird. Es ist aber gar viel besser, den Preis oder innerlichen Werth eines Landguts zu vermehren, als aber die Oberfläche desselben zu erweitern und zu verdoppeln; indem Güter von einem kleineren Umfang und dem gleichen Werth allezeit mehr geschätzet, und leichter unterhalten werden.

VII. Je mehr sich ein Volk dem Landbaue ergiebt, je zahlreicher und kriegerischer es wird; ein wichtiger Satz für eine Nation, deren Hilfsvölker so wohl als ihre wohlgeübte Militz sie furchtbar machen. Die Landarbeit vermehret die Kräfte des Menschen, da im Gegentheil die Künste, die vieles Sitzen erfodern, sie schwächen und vermindern. Man hat zu allen Zeiten wahrgenommen, daß die rauhe Landarbeit die Leute stark, und zu treflichen Soldaten tüchtig macht.

VIII. Es gereichet einem Staate zu seinem grösten Nachtheil, wenn er auch nur Sachen, die er zum Pracht gebrauchet, aus fremden Landen ziehen muß; wofern er es einmahl nicht durch seine eigene Ausfuhr wieder ersetzet; Ist dieß aber schädlich in Ansehen solcher Waaren, deren man gänzlich entbehren, oder deren Verbrauch man aufs wenigste mäßigen kann, so ist dieser Fehler viel grösser, und die Lücke, die

daraus entsteht, viel schädlicher, wenn es Dinge von höchster Bedürfniß sind, deren man nicht entbehren kann; insonderheit, wenn wegen der Lage der Oerter, die grossen Geldsummen, die in der Theurung zum Ankauf des Getreides hinausgehen, nicht wiederkommen. Dieses wiederfährt insbesonders dem Canton Bern, und denen unter seiner Bottmäßigkeit stehenden Landen; man kauft das Getreide aus Schwaben oder Burgund, und die Einwohner dieser Provinzen kaufen nichts, oder sehr selten von uns. Welch ein Bewegungsgrund uns zum Landbau anzutreiben; wenn es auch bloß wäre für einer solch schädlichen Hilfe zu entbehren.

IX. Aber der stärkste Grund von allen, ein freyes Volk zum Landbau anzufrischen, ist, oder soll es einmahl seyn: Daß solcher mehr, als man sich einbildet, mit der Erhaltung seiner Freyheit verbunden ist. Wenn die Länder, wie Montesquieu schreibt, nach dem Verhältniß ihrer Freyheit angebauet sind. Die Schweitz sollte es seyn, nicht nur nach dem Verhältnisse einer National- und allgemeinen Freyheit des ganzen Helvetischen Staats; sondern auch noch nach dem Verhältniß einer besonderen Befreyung von aller Art von Auflagen, welche dieses glückliche Volk genießt, und die ihm, aussert den Beschwerden, die durch die ursprüngliche Belehnungen auf den Gütern haften, alle Früchte seiner Arbeit überläßt. Da hingegen in den Monarchischen Staaten die Rechte des Fürsten einen so nahmhaften Theil davon verschlingen; daß der Ackermann kaum sagen kann, daß er vor sich arbeite; ein Beyspiel,

spiel, das man mit dem verbinden kann, so Addißon uns von dem Kirchen-Staate giebt, in dem traurigen Gemählde, so er in seiner Reisebeschreibung durch Italien davon macht. Die Apostolische Cammer bemeistert sich alles Getreides, und setzet demselben den Preis, indem sie sich allein die einzelmächtige Handlung desselben in ihren Staaten erlaubt, und dem Landmanne den freyen Verkauf seines eigenen selbst eingesammleten Getreides verbietet. Wenn die Schweizerische Nation in den glücklichen Umständen, in welchen sie sich befindet, nicht eines anhaltenden Ueberflusses, aufs wenigste in allen Landschaften, welche die Schweitz ausmachen, geniesset; so ist das ein Beweis, daß ihr etwas mehrers oder bessers zu thun obliegt; und fehlet es derselben in einigen Jahren an einem Theil ihrer Bedürfnissen, so kann sie sich nicht völlig frey nennen. Dann man ist in einer Art von Abhänglichkeit, so lang man in der Noth ist, indem man auf eine gewisse Weise von dem Staate abhängt, von dem man Hilfe erhalten muß. Der Beweis dieser Wahrheit gründet sich auf einen unwidersprechlichen Satz der Staatskunst.

Eine von den stärksten Stützen der Freyheit eines Volkes ist, daß es gar nicht, oder so wenig als möglich, fremder Hilfe bedürfe, die seine im Gegentheil anderen in gewissen Fällen nöthig seye. So bald ein Volk gezwungen ist, um Hilfe anzuhalten, ja sie gar um Geld zu erkaufen; so bald diese Hilfe aus dem geringsten Mißfallen kann abgeschlagen werden; so bald die angrenzenden Länder selbst daran Mangel

leiden, und der Krieg oder andere Zufälle diese Hilfsmittel können verstopfen; welch äusserster Noth könnte ein solches Volk nicht ausgesetzet seyn? Wie leicht könnten nicht benachbarte und mächtige Fürsten die Gelegenheit, die ihnen eine solche dringende ihnen wohl bewuste Noth an die Hand giebt, sich zu nutze machen? Das Land, das wir bewohnen, war im Jahr 1749. genöthiget, in Engelland und in der Barbarey Getreide zu suchen, konnte aber von dem Französischen Hof die Erlaubniß es durch seine Lande zu führen, nicht erhalten, aus Furcht: es möchte zu einem unerlaubten Schleichhandel Anlas geben; Zu seinem Glücke war die Erndte nahe, und die Lebhaftigkeit, mit der man sich bemühete, dem Uebel zu steuren, mit der väterlichen Güte der Obrigkeit verbunden, errettete das Land aus der grösten Gefahr. Es ist ein grosses Uebel, wenn man seinen Unterhalt aus der Ferne erwarten muß. Rom, das den seinen aus Egypten, Sicilien und Sardinien hernam, lief unter der Regierung des Augustus Gefahr in Erwartung der mit Getreid beladenen Schiffen, die ankommen sollten zu verderben, und doch waren diese Länder Römische Provinzen. Was würde erst dann geschehen, wenn ein Staat genöthiget wäre, ihn aus entfernten Ländern, die nicht unter seiner Bottmäßigkeit stehen, zu erheben? und ohne daß er sich, wie die Römer, der leichten Zufuhr des Meeres zu erfreuen hätte? Wohin könnte es kommen, wenn man so vielen Langwierigkeiten, Gefahren, Ungewißheiten, und zwar in einer allgemeinen und dringenden Noth ausgesetzet wäre?

wäre? Dieses sind, nach meinem Begriffe, die stärksten und tüchtigsten Betrachtungen, uns von der Wichtigkeit des Getreidbaus zu überzeugen; nämlich in Absicht auf die äussere Staatsverfassung, das ist in Absicht auf das, was einem Staat und insbesonders der Schweitz bey ihren Nachbarn Ansehen und Gewicht geben kann. Jetzt will ich noch kürzlich den Einfluß erwägen, den derselbe auf die innerliche Verfassung, zur Erhaltung der Ruhe, zur Bewahrung der Unschuld, der Sitten, und zur Aufmunterung des Fleisses und der Künste, haben kann.

X. Der gleiche Ueberfluß, welcher dem Staate von aussen Stärke und Ansehen giebt, erhaltet innerlich die Ruhe und den Frieden. Die Noth und das Elend, unzertrennliche Gefährten der Theurung, machen die Menschen unruhig, verdrießlich, und zu Abänderungen geneigt. Man stillet diese heimliche Unruhe, oder kommt ihr gar zuvor, wenn man diese Noth stillet, oder aufs wenigste dem Volke die Wege, sie zu stillen, erleichteret. Das gemeine Volk verlangt in der That weiter nichts, als daß es zu leben habe; dieses mit einer vernünftigen Freyheit begleitet, ist der einige Vorwurf seines Verlangens. Dieses Glück schreibt es gröstentheils, und mit Rechte, der Regierung und ihrer Huld zu. Alles, was hiemit seine Hofnung und seine Hilfe vermehren kann, wird auch seine Treu und seinen Eifer vermehren.

XI. Ein ziemlicher Ueberfluß, den man durch die Verbesserung des Landes suchet, hat mehr Einfluß auf die Sitten, als man glaubt. Wenn

der allzugrosse Reichthum die Weichlichkeit zeuget, und das Laster nähret, so zeugen im Gegentheil Hunger und Elend, die aus denselben entspringen, oft das Verbrechen, und führen zu aller Art von Untreu, daraus den Richtern die beschwerlichsten Geschäfte, und den Gerichten die unerträglichste Last zuwachsen. Daher kommen der eigentliche Diebstahl, und so viele andere Arten des uneigentlichen Diebstahls, welchen vorzukommen und sie zu hinterhalten die Policey beständig beschäftiget ist; falsche Gewicht, falsche Maaß, schlechte Arbeit, das nicht halten des gegebenen Worts, Verfälschung der Arbeit und des Zeugs, unzulängliche Erlernung der Handwerken, ungerechte Streithändel, das Ausreissen. Alles Verderben entspringet aus dieser unglücklichen Quelle, und mit demselben ein gerechtes Mißtrauen, welches den Grund der Künste und der Handlung untergrabt. Wir haben ein gemeines Sprichwort, das dahin zielet. *De tout s'avise à qui pain faut*; und ein anderes, das um so viel nachdrücklicher ist, weil es scheinet die ungerechten Mittel in der äussersten Noth zu rechtfertigen. *Necessité n'a point de Loy.* Man könnte also nichts klügers thun, als die Noth, diese unglückliche Rathgeberin, von den Menschen zu entfernen.

XII. Die Ehen, sind die Stützen der Gesellschaft, und einer rechtmäßigen Bevölkerung; Wie man aber beobachtet hat, daß die theuren Jahre der Bevölkerung in diesen Jahren nachtheilig sind, so können auch die in dem Unglück gestiftete Ehen nicht anders als unglücklich seyn. Sie vermehren die Noth, die gröste Last der

Ge-

Gemeinden, und alle Gelegenheit ist ihnen versagt, den Kindern, die doch die Pflanzschule des Staats sind, eine gute Auferziehung zu geben: Dann wie sollte da der Gehorsam des Niederen, der Noth leidet, gegen den Oberen, wer er auch immer ist, der ihn aber leiden macht, oder leiden läßt, möglich seyn? Der allein wird über den Willen seines Kindes, seines Knechts, seines Unterthans herrschen, welcher ihnen ihr Auskommen verschaffet, wie er überhaupt über einen jeden herrschet, den er beglücket: Gewiß ist es, daß die Dankbarkeit unter allen Banden das angenehmste und stärkste ist. Ist also der gute Zustand der Haushaltung die Stütze der guten Auferziehung, und sind diese Haushaltungen selbst die Stütze des Staats; so wird der Staat vor sein eigen Glück sorgen, wenn er nach allen seinen Kräften das Glück seiner Unterthanen befördert; und was ich hier von einem Staate sage, das gilt auch von einer jeden Stadt und Gemeinde, in Absehen auf ihre Bürger und Gemeindsgenossen.

XIII. Ein Staat wird niemahls in einem blühenden Zustand seyn, wenn er nicht dem bemüheten Fleiß aller Künste aushilft; und das Land, wo dieselben am besten gelingen, ist ganz gewiß dasjenige, welches die ersten und unentbehrlichsten Bedürfnisse, sonderheitlich diejenige, welche von dem Ackerbau entspringen, verschaffet; nicht zufälliger weise, durch eine ausserordentliche und unerwartete Fruchtbarkeit, wie es von Zeit zu Zeit allen Ländern wiederfährt; sondern durch einen in mehrerem oder wenigerem, vermittelst eines guten Anbaues anhalten-

den gleichen Abtrag, der nicht nur dem Getreide selbst, sondern auch aller Arbeit, die sich nach dem Preise der Nahrung richtet, einen gemäßigten Werth bestimmet. Dieser gemäßigte Preis des Getreides insonderheit, verhindert die Vertheurung der verarbeiteten Waaren, und des willkührlichen Preises der Künstler und ihrer Arbeit. Ich kann es nicht zuviel wiederhohlen, die Künste und die Handlung können allein in dem Schooß des Ueberflusses an Lebensbedürfnissen, in das Aufnehmen kommen. Dieser Ueberfluß mäßiget den Preis derselben, und bestimmet zugleich den Werth aller Arbeit, nachdem sie solche erleichteret hat. Es ist also ein eben so harter als ungereimter Satz, obschon er ist gelehret worden, daß das Volk, welches zum Fleise und Gehorsam soll angehalten werden, nicht müsse sein Auskommen haben.

Man muß (sagt ein französischer Schriftsteller) diese vermeinte Staatsleute auf Reisen schicken, und haben sie Augen, so werden sie sehen, daß der Fleiß nirgends so lebhaft und würkend ist, daß alle Arbeit nirgends zu einer grösseren Vollkommenheit gelanget, als wie in Ländern, in welchen das gemeine Volk sein Genügen hat. (*)

XIV. Die Handlung ist einem Staate unentbehrlich, und der Ueberfluß der nothwendigen Lebensmittel ist das erste Triebwerk des Umlaufs, der die Seele der Handlung ist. Eine jede Handlung wird nach dem Maasse des Ueberflusses, den der gute Anbau schaffet, leicht oder

(*) L'ami des hommes.

oder schwer, einträglich oder schädlich. Ich habe also den ersten Satz dieser Aufgabe, (wie ich glaube) bewiesen, indem ich dargethan habe, daß an den Reichthümern der Erde einer jeden Nation am meisten gelegen sey; daß solche zu der Bevölkerung, die die Stärke eines Landes, besonders der Schweitz ausmachet, sehr viel beytragen; daß der aus dem Getreidbau entstehende Ueberfluß nothwendig einen Einfluß auf ihr Ansehen und Macht von aussen, auf ihre Freyheit, Friede und Sicherheit von innen, haben müsse; daß endlich derselbe die guten Sitten, die Heurathen, die Handlung und die Künste befördre.

Zweyter Theil.

Von den allgemeinen und besondern Hindernissen, die sich bey dem Getreidbau in der Schweitz hervorthun.

I. Die erste allgemeine Hinderniß des Getreidbaus in der Schweitz ist, die Lage des Landes; sie ist guten theils bergicht; sie ist auch in dem Theil, der nicht bergicht ist, mit Hügeln angefüllet, derer steiler Abhang den Gebrauch des Pfluges gänzlich hindert, oder doch schwer macht. Seine Berge, auch die erhabenen Alpen, verschaffen eine erstaunliche Menge Vieh, und alles, was von ihm entspringet. Seine fruchtbaren Thäler reichen ungefehr das gleiche dar; aber sie haben nicht aller Orten genug Sonne, daß das Getreide, sonderheitlich das Wintergetreide kann zeitig werden. Ein grosser

Theil dieser Länder schickt sich besser zum Wiesenwachs. Die steinichten und gähen Hügel sind auf ihrem gegen Mittag liegenden Hang, tauglicher zu Weinbergen; die auf allen Seiten mit Anhöhen umgebene Moräste machen das Land an einigen Orten zur Saat unnütz; die Flüsse, die Wälder, ja so gar derselben Nachbarschaft, die öfters dem Getreide den Rost zuziehet; die grossen und zahlreichen Allmenten (gemeinen Weiden) verursachen noch einen nahmhaften Abzug; es giebt wenig schöne Flächen, als wie in Schwaben, Elsaß und in der Pfalz; aller Boden ist endlich zum Getreidbau nicht gut, obwohl wenig Erdreich ist, das nicht die eine oder andere Art der Feldfrüchte könnte hervorbringen.

II. Eine der natürlichsten Ursachen, daß bisweilen in der Schweitz das Getreide zum Unterhalt ihrer Einwohner nicht zureichet, ist die ungleiche Verhältniß zwischen dem zahlreichen Volke, das dieselbe bewohnet, und dem Erdreich, das mit Getreide, oder anderen zu seiner Nahrung dienlichen Feldfrüchten kann angebauet werden. Wenn man mit Aufmerksamkeit erwägt, wie stark die Schweitz bevölkert ist, und insonderheit in denen Gegenden, da kein Getreide wachsen kann; wenn man bedenket, daß die ganze Schweitz, im Fall die Landschaft Waadt davon abgesöndert wird, nach der gemeinen Ausrechnung, nur dreißig Stunden lang und vier und zwanzig breit ist, und daß davon noch so ein nahmhaftes, nach dem Maaß des oben angezeigten Landes muß abgezogen werden; so wird man sich nicht mehr verwundern, daß sie bis-

bisweilen am Getreide, ich will sagen, an der ihr nöthigen Menge des Getreides, sonderheitlich in denen Jahren Mangel zu leiden Gefahr laufet, welche wegen der Länge und Strenge des Winters, wegen den Frühlingsfrösten, und sonderlich wegen dem Hagel, der dieß Land gar oft greulich verheeret, nicht können unter die fruchtbaren gezählt werden. Diese Beschaffenheit der Schweitz ist also die Ursach, daß etwelche Cantonen zu allen Zeiten gezwungen sind ihr Getreide von ihren Nachbarn zu kaufen; daß einige andere desselben nicht genug haben; und daß das ganze Land, (gute und böse Jahr durcheinander gerechnet) seinen Abtrag und seine Bedürfnisse nicht kann in eine Gleichheit setzen, noch weniger aber die unglücklichen Zufälle der unfruchtbaren und theuren Zeiten ertragen; man kann aber mit Grunde nicht sagen, daß es ihm unmöglich sey, diese Lücke durch Verbesserungen, deren sich ein jeder in seinem Bezirk befleissete, auszufüllen; es sey denn, daß alle Hilfsmittel, welche die Klugheit und der Fleiß können vorkehren, erschöpfet seyn; welches aber gar nicht gläublich ist; Es ist im Gegentheil gar viel wahrscheinlicher, wenn man es genau untersuchet, daß noch an allen Orten viel ungebauetes und vernachläßigetes Land ist, das um viel könnte verbessert, und in Stand gesetzet werden, die eine oder andere Art des Getreides, oder andere Feldfrüchte, die dasselbe ersetzen, hervorzubringen.

III. Die Erde ist nicht veraltet, sagt Columella, aber vernachläßiget, und ist nur allein deswegen unfruchtbar. Ich zweifle, daß

daß man diese Nachläßigkeit den Landwirthschaftern, die auf ihren Gütern leben, vorwerfen könne, weiters einmahl nicht als vielleicht in Ansehen der Felder, weil man sich vielleicht mehr als hiebevor auf den Wein- und Wiesenbau gelegt hat; aber eben dadurch hat der Feld- und Ackerbau an verschiedenen Orten gelitten; die Aecker sind einerseits vermindert worden, durch den Eifer, mit welchem man Wiesen angelegt hat, nicht allein an allen den Oertern, wo das Wasser hat können hingeleitet werden, sondern auch an trockenen Oertern, durch die Besäung der Felder mit Saintfoin, Esparcette, Klee ꝛc. Anderseits sind die Felder von unterschiedlichen Wirthschaftern, die sie wenig schätzten, vernachläßiget worden, indem sie glaubten, die meisten Aecker seyen des Anbaues nicht werth, weil bey vielen der Abtrag wenig mehr auswürfe, als die Unkösten der Düngung, der Bestellung, und des Saamens. Worüber ich nur folgende Anmerkung mache, daß die meisten von denen, die so geredet haben, entweders in schlechten Gegenden wohneten, in einem unfruchtbaren Lande, dessen leichte Erde bald erschöpft ist; oder es ihnen an Viehe und nöthigem Werkzeuge fehlete; oder ihr Land nicht tief genug pflügeten, oder den Dünger sparten, oder endlich alle ihre Feldarbeit nicht zu rechter Zeit verrichteten. Die Bestellung der Felder, so leicht sie an sich selbst scheinet, erfordert so viel Sorgfalt und Fleiß, daß man eher dem Mangel der Vorsicht und Geschicklichkeit der Ackersleute, als aber dem Boden, die Schuld geben muß, wenn es fehl schlagt. Es ist

ist nicht selten, daß die Menschen ihre eigene Fehler dem Climate oder der Natur aufbürden.

IV. Diese Fehler und diese Nachläßigkeiten, haben in Absicht auf das gemeine Volk, und in Absicht auf Personen von höherem Rang, ganz verschiedene Ursachen. Ich will bey denen anfangen, die einiger massen dem gemeinen Volk eigen sind; ich meyne die Armuth und die Werbungen. Ich muß aber mit erinnern, daß das, was ich von der Armuth sagen werde, vorzüglich die Waadt ansiehet; das teutsche Volk ist ohne Widerrede, arbeitsamer, fleißiger, und überhaupt reicher; unangesehen, daß das in den Weingebirgen sich aufhaltende Volk mehrere Versuchungen zu überwinden, und eben deswegen mehrere Mühe hat, den Ausschweifungen die es von seinem Berufe entfernen, zu widerstehen. Obwohl es sich an allen Orten bey weitem nicht gleich verhaltet, so bleibt es doch eine richtige und beständige Wahrheit, daß ein jeder Ackersmann, je nachdem er arm oder unvermögend ist, je nachdem er mit Schulden beladen, oder sonst seiner dringenden Noth wegen unachtsam ist, seinen Grund desto schlechter anbauen wird. Darzu kommt, daß die Armuth den Bauer träg und nachläßig macht, und zugleich wegen der schlechten Nahrung entkräftet.

Dieser Ackersmann siehet seine eigene wie fremde Güter an, so bald er darauf eben so viel schuldig ist, sie sind ihm gleichgültig; und er bemüht sich nicht, ihren Abtrag zu erhöhen. Ein solcher Ackersmann hat oft noch eine zahl-

reiche

reiche Haushaltung zu erhalten, er hat Mangel an Vieh zur Arbeit und zur Düngung, und wenig Futter zum Unterhalt dessen, was er hat. Daher kommen die magere Gespanne, die unnützen Pflüge, die schlechte und öfters unterbrochene Bearbeitung. Die Seltenheit der Wiesen ist ein fast allgemeines Uebel; ich kenne eine Dorfschaft, die auch nicht einen einzigen Pflug vermag, und ihre Zuflucht zu den nächsten Mayerhöfen nehmen muß; man kann leicht begreifen, wie schlecht und unvollkommen dergleichen um den Lohn gemachte Arbeit von dieser Art seyn muß.

Diese Armuth des Pöbels hat diese schlimme allgemeine Folge, daß es Leuten von diesem Stand sint einiger Zeit gar wohl gefällt, ihr Vaterland zu verlassen, um besseres Glück zu suchen. Einige gehen nach Indien, gar viele aber in Holland und Engelland, weil einige ihrer Landsleute daselbst ihr Glück gefunden. Das benachbarte Frankreich siehet die Schweitz an als ein Land, das von Menschen wimmelt, und locket ihrer so viel als es nur kann, unter seine Soldaten, in seine Manufacturen, und überhaupt in seine Länder. Der Soldat, welchen es besoldet, erspart ihm, und entreißt uns hingegen einen Ackersmann. Die Handwerker, welche es an sich ziehet, machen bey uns eine beträchtliche Lücke. Nur Lion rühmet sich, in seinen Fabriken zehen tausend Schweizer oder Teutsche zu gebrauchen. Frankreich rechnet dieses unter die Vortheile seiner Staatskunst, und gereichet ganz gewiß zum Nachtheil der unseren.

Was

Was die Werbungen und den Kriegsdienst betrift, so ist es bekant, daß eine freye und kriegerische Nation einem täglichen Nachsehen ausgesetzet ist, wie ihre schönste Jugend sich den Waffen widme, und spät oder gar nicht mehr, zu den stillen Haußgeschäften zuruckkehre; indem dieselbe in der That durch die öftere Gelegenheit, durch den Schein der Freyheit, und durch das Beyspiel so vieler Landsleute angelocket wird, unter den Nationaltruppen, die der Staat verschiedenen Fürsten bewilliget, Dienste zu nehmen. Dieß allein thut der Landarbeit einen grossen Abbruch; und entziehet ihr ganz gewiß eine Menge tüchtiger Arbeiter in der schönsten Blüthe ihres Alters. Diese jungen Leute, gemeiniglich die stärksten in dem Hause, verlassen ihre betagten Väter, und berauben sie der für das Aufnehmen ihrer Güter allernöthigsten Hilfe. Sehr oft kommt ein Landgut ins Abnehmen, weil seine Stütze, es sey ein Vater oder ein Sohn, sich seiner entziehet, und aus Noth, Leichtsinnigkeit, oder Unruhe getrieben, seinen Taglohn mit einem gar viel niedrigeren Sold vertauschet. Die allgemeine Verfassung unsers Schweizerlands, und der Einfluß, den dieselbe auf das Genie seiner Einwohner hat, ist aber so beschaffen, daß man daran nichts änderen könnte, es sey denn, daß man diese Verfassung und diese Art zugleich ändere. Haben wir hier einen Beweis unserer Bevölkerung, so leidet sie zugleich durch diese Neigung einen grossen Abzug, und wir haben einen neuen Beweggrund, alle Mittel zu ergreifen, um eine so grosse Lücke auszufüllen.

Jetzt

Jetzt komme ich zu den Hindernissen, welche von dem Geschmacke und den Sitten der Personen von höherem Rang, als das Volk ist, von welchem ich eben geredet, entstehen. Man bemüht sich nicht mehr so, wie die Alten um die wahre Kenntniß von der schönen Kunst des Landbaus; oder aufs wenigste, bey weitem nicht mit dem gleichen Fleise, wie es unsre Altväter gethan. Die Autoren, die von der Staatskunst geschrieben, ein Plato, ein Xenophon, ein Aristoteles, haben sie für einen wesentlichen Theil derselben gehalten; die vornehmsten Magistraten von Rom, haben sich darauf geleget. Die Erde (sagt Plinius) war stolz, daß sie von siegreichen und triumphierenden Händen angebauet wurde. *Gaudente terra vomere laureato.* Varro ziehet 50. griechische Schriftsteller an, die nur von dem Landbaue geschrieben; Cato, Columella, Varro, Plinius, haben durch ihre Untersuchungen, den Umfang, und den grossen Nutzen dieser Wissenschaft gewiesen. Vielleicht könnte man eine Betrachtung, die Columella zu den Zeiten des Tiberius gemacht hat, auf uns ziehen, die zugleich eine wichtige Lehre, und ein Verweis ist. Ich sehe, sagt er, zu Rom Schulen von Weltweisen, von Rednern, von Feldmessern, von Musicanten, ja von Leuten, die mit nichts anders umgehen als die niedlichsten Gerichte zuzurüsten, oder den Kopf durch eine künstliche Kräuselung zu zieren; ich sehe aber keine einzige für den Landbau.

Man hat dieses Versehen in Deutschland mit vieler Klugheit abgeschaffet, und es ist mit meinem

nem Wissen das einige Land, in welchem der Landbau auf hohen Schulen gelehret wird.

Wenn der Krieg der so wichtigen Lust zum Ackerbau Abbruch gethan hat, so haben die Weichlichkeit und der Pracht es noch gar viel weiter getrieben. Dieser verderbte Geschmack ist ein Feind der Landwirthschaft, eines einfältigen, sparsamen und arbeitsamen Lebens. Die herrschenden Sitten, die von allen Seiten uns umgeben und verderben, können nichts dergleichen vertragen. Sie verhindern, sich einer so weisen Lebensart zu übergeben, und noch viel mehr, einige Erfahrung darin zu erlangen, ohne welche man doch darinnen niemals kann fortkommen, und zu welcher man nicht anderst als mit der Zeit durch einen beharrenden Fleiß kann gelangen.

Der Pracht hat die Künste, der Landarbeit zum höchsten Abbruch vermehret, und die Weichlichkeit wendet allen Fleiß an, aller ihrer, auch der verderblichsten Niedlichkeiten sich zu bemächtigen. Die Pflüge werden in Kutschen verwandelt, die Ackersleute, oder diejenigen, welche es seyn sollten, in Laqueyen; das Zug- und Last-Vieh in Parade-Pferde; und die Felder in Wiesen zu ihrem Unterhalt; ja, weitläuftige Ländereyen in Lustgärten und Alleen. Und was das schlimmste ist, der Geschmack des Herrn, und all sein Fleiß ist viel eher überhaupt darauf gerichtet, daß er zu seinem Verderben prange, als aber daß er gemächlich lebe.

Man kann sich heut zu tag nicht mehr an eine harte und beschwerliche Lebensart gewöhnen; würde man dessen nicht spotten, der wie Plinius der jüngere, von seinen Diensten und Taglöhnern sagen würde: Sie trinken nicht von dem Weine, den ich trinke, aber ich trinke von dem Weine, den sie trinken; man würde sich unglücklich schätzen, wenn man wie Cato leben sollte; und man würde meynen, sich verächtlich zu machen, wenn man einen Mann zum Muster wählte, der drey Triumphe gehalten, und in einem kleinen Landhause lebte, nachdem er den Pyrrhus aus Italien vertrieben hatte. Ich könnte hier mit Bewunderung das Beyspiel der alten Schweizer anführen, die ohne eine solche ganz gleiche, dem Geschmack unserer Zeiten aber völlig widrige Lebensart ihre Freyheit niemals wieder erobert hätten. Ich könnte noch in spätern Zeiten Helden und Staatsmänner ausfinden, die zugleich Landwirthschafter waren. Wir haben annoch gegenwärtig Patrioten zu Freunden von einfältigen und arbeitsamen Sitten. Aber wir folgen der grössern Zahl, und das ist die Hindernis, die ich zu betrachten hatte. Uebrigens gedenke ich nicht eine Satyre über unsere heutige Sitten zu schreiben, sie ist an tausend Oertern der anmuthigsten Französischen Schriftsteller, schon verfertiget. Dieses Gemählde würde auch für uns nichts neues seyn, wenn es uns nur das abschilderte, was wir täglich vor Augen haben; aber diese Betrachtungen könnten nicht ausgelassen werden, ohne eine Lücke zu lassen.

Dritter Theil.

Von den allgemeinen und besondern Vortheilen, deren die Schweitz zu Beförderung des Getreidbaus geniesset.

Ohngeachtet der Anmerkungen, die ich eben gemacht habe, muß ich dennoch einem Theil unsers Landes, ja einem beträchtlichen Theile der gesamten Nation, Recht wiederfahren lassen. Ueberall, so weit es mir bekant ist, haben wir noch eine Anzahl vortreflicher Ackersleute, erfahrner Weingärtner, und Leute, die sich auf die Besorgung der Wiesen, und die Leitung des Wassers, welches ihre Seele ist, sehr wohl verstehen. Wir finden unter uns geschickte Landwirthe, denen über die Kenntniß des verschiedenen Erdreichs und aller darzu schicklichen Sachen, nichts entgehet, insonderheit, was dasselbe an Nutzen stellen, und seinen Abtrag vermehren kann. Seit dem die aus ihrem Vaterland flüchtende Franzosen sich bey uns niedergelassen, hat die Kenntniß der Garten-Gewächse und die Pflegung der Obstbäume stark zugenommen, so daß derselben Verschiedenheit und Güte bey uns heut zu tag zu einem solchen Grad gestiegen, daß sie denen von Orleans und Tours wenig oder nichts nachgeben; wie uns solches, unsere Officiers in Holländischen Diensten, die zu End des letzten Krieges als Gefangene in diesen beglückten Provinzen gewesen, versichert haben. Was wir in Ansehen aller dieser Dinge, sonderheitlich aber in Absicht auf den Getreidbau zu wünschen hätten, ist:

I. Daß eine grössere Anzahl von Leuten sich darauf würde legen; daß Personen von einem erhabenen Stande, die nicht an öffentliche Geschäfte gebunden sind, diese so schöne Kunst gründlich erlerneten; und aufs wenigste während der halben Jahrszeit die nützliche und reitzende Veränderung, welche das Land anbietet, die Annehmlichkeit und den Reichthum seiner Früchte, dem engen Creise der Städtischen Ergötzlichkeiten, und dem Aufwande, den dieselben erfordern, vorziehen möchten.

Wir verlangten, daß man die jungen Leute, zu dieser so schätzbaren Lebensart in grösserer Anzahl würde anziehen, und daß das Beyspiel unserer Väter, dem Beyspiel der Römer während den glücklichen Zeiten der Republik, ähnlich, zu einem Gegengewicht wider das Beyspiel der Nationen, die uns zum Pracht und zur Weichlichkeit verleiten, dienen möchte.

Damit wir uns aber von dem gemeinen Volke, und dem Landbau, der ihm eigen ist, nicht entfernen, auf welchem, so zu sagen, die allgemeine Wohlfarth beruhet, indem er die Quelle eines gesunden, freyen, ruhigen und gemächlichen Lebens ist, so erachtete ich für sehr
II. vortheilhaft, wenn man den Eifer, den Geschmack, und den Fleiß dieses Volkes durch alle mögliche Mittel würde aufwecken; eines der allerbequemsten, nach meinem erachten, wäre; daß man in einem jeden Dorfe, so in dem Getreidlande liegt, eine Gesellschaft von Ackersleuten aufrichtete, die aus einer gewissen Zahl der erfahrnesten, und einem Vorsteher, be-

bestünde, diese hätten die Felder ihres Bezirks, und die Arbeit der Particularen zu bestimmten Zeiten zu besichtigen, die Nachläßigen aufzuzeichnen, sie zur Geständniß zu bringen, und in gewissen Fällen sie mit einer kleinen Geldbuse zu belegen; diejenigen aber, die sich durch eine gute Cultur, und durch die reichste Ernde vor andern hervor gethan, ebenfalls zu bemerken, und ihnen einiges Ehrenzeichen oder einige Belohnung zuzuerkennen; so geringe auch dieses Zeichen des Wohlgefallens wäre, so grossen Nutzen würde es haben; wenn es auch weiter nichts, als ein vor der ganzen Gemeine auf einen bestimmten Tag ertheilter Lobspruch wäre, an welchem diese Verhandlung mit einigem festlichen Gepränge vor sich gienge.

Diese Aufsicht, die mit diesem Erfolg verbundene Hochachtung, die alleinige Hofnung, dieser Gesellschaft von erfahrnen Ackersleuten zugesellet zu werden, wäre zureichend, das Volk der Faulheit zu entreissen, und den Fleis eines ganzen Cantons zu dem Ackerbau anzustrengen; indem sie eine Menge fleißiger Ackersleute bildete, welche in der Folge der Jahren alle Erfahrung würden erlangen, deren Leute von diesem Stand, die sich oft durch einen grossen Verstand hervorthun, fähig sind.

Wie viel gutes würde nicht daraus erwachsen, wenn man ihre Bemühungen in einem jeden District, durch Preise anstrengete, beschützte und belohnte, nach dem Beyspiele der Chineser, und der berühmten Gesellschaften, die eben in dieser Absicht in England und Irrland zum

grösten Vortheil dieser Königreiche, sind errichtet worden! Ich bedaure, daß unser Land nicht reich genug ist, eben dergleichen zu stiften; Dörfte aber an dessen statt ein redlich gesinnter Burger die Großmuth seiner Obrigkeit nicht anflehen, und zu einigem gleich gültigen Opfer die Lehn- und Zehend-Herren nicht einladen? denen dasselbe baldigst durch den erhöheten Preis des Landes, und den Zuwachs der Erude reichlich würde ersetzet werden. Ich setze, daß ein Edelmann mehrentheils auf seinen Gütern wohnet, was könnte er bessers, was könnte er zuträglichers thun, als auf dieselben ein wachsames Auge zu werfen? Plutarchus führet darüber ein hohes Beyspiel an, welches nach meinem Bedünken, das vorgeschlagene Mittel genugsam wird rechtfertigen; es ist das Exempel des frommen Numa. Dieser Fürst, der seinen Bürgern den Ackerbau wollte beliebt machen, theilte sein ganzes Land in kleine Theile ab, die er *Pagos* hiesse, über einen jeden setzte er Vorsteher, deren Amt er sehr oft selbst verrichtete, indem er in eigener Person alle Güter besichtigte, und die Sitten seiner Bürger aus ihrer Arbeit beurtheilete. Die fleißigen erhob er zu Ehre und Ansehen, die trägen und feigen aber bestrafte er ernstlich, daß er sie dadurch änderte. Auf diese Weise haben grosse Männer mit einem recht patriotischen Herzen bey den trägsten Gemüthern einen Keim der Munterkeit, und einen beynahe erloschenen Funken des tugendhaften Geschmackes gewust zu finden und zu beleben, und durch, dem ersten Anschein nach, schwache und geringe Mittel, grosse und heilsame Thaten hervorzubringen.

Da

Da meine Absicht ist, den Ackerbau zu verbessern, darf man zweiflen, daß solche Bemühungen sie nicht erreichen? und daß in einem jeden District, der so regieret wäre, der Ueberfluß mit dem Volke, wie in China, in mehrerem oder wenigerem, nicht wachse und zunehme? und wenn in einem jeden Dorfe der Zuwachs an Getreide nur 100 oder 200 Mütt abtrüge, wie groß wäre der Auswurf der ganzen Summ auf etlich hundert Dörfer gerechnet? Cicero sagt in einer von seinen Reden wider den Verres; man sey in Sicilien zufrieden, wenn ein Morgen achtfältige Frucht trage. Unser bestes Land reicht dahin. Gleichwohl war diese Insul eine sehr lange Zeit der Kornboden von Rom, die Schweitz hingegen, ferne, daß sie das Vorrathshaus eines andern Landes sey, kann ihr eigenes nicht versehen; weil sie nicht nur wenigere Ebenen als Sicilien hat, sondern auch, wie ich glaube, mehrere Einwohner, nach dem Verhältnisse des Landes. Der Ertrag des Landes in diesem und vielleicht noch in verschiedenen andern Cantonen wird gemeiniglich geschätzet, daß er vom vier- bis auf das achtfache ansteige. Wenn der schlechte Abtrag des geringsten Lands, dem man 4 von 1. rechnet eben nicht von der Unfruchtbarkeit herrühret, und durch Verbesserungen um eines oder zwey kann erhöhet werden, und das bessere auch noch einen Zuwachs erhalten kann; welch ein Ueberfluß wird daraus entstehen? Welch ein Wohl wird den Haushaltungen, und folglich dem Staat, der sie einschliest, zuwachsen? Welch eine Stärke, welch ein Muth, welch eine Standhaftig-

keit würde mit dieser Wohlfarth unter unserer Nation, so zu sagen, wieder hervorkeimen; welche davon in dem Nothfalle einen so glorwürdigen Gebrauch gemacht, daß sie dadurch bey allen andern Nationen berühmt worden? Wie manche Tugend würde einen neuen Glanz erhalten, durch die Wiederkunft dieser theuren Einfalt, dieser Mäßigkeit, und wenn ich es sagen darf, dieser Aufrichtigket, welche eine ländlichere Lebensart, und so vernünftige Beschäftigungen einflössen? Was vor Belustigungen schicken sich besser zu den mühsamen Geschäften der Staatsleute, der Magistraten, der Geistlichen, der Gelehrten, als die, so der Landbau schaffet? Und was vor Geschäfte, was vor Freuden könnten so vielen andern Leuten, die ihre Musse gleichsam plaget, so angenehm seyn wie diese, welche die Gesundheit, die Ruhe und den ächten Reichthum befördern, in Vergleichung mit den stillen oder rauschenden Ergötzlichkeiten, welche beständig eitel, öfters schädlich, und uns eben so verderblich sind, durch den Verlust, den sie uns zuziehen, als durch die kostbare Zeit, die sie uns rauben? Die blosse Benennung dieser Vortheile sollte so viele wohlgesinnte Patrioten zu denselben wieder zurückführen, von welchen die Gewohnheit, und eine knechtische Nachahmung sie entführt hat.

Ich könnte verschiedene Beyspiele von Edelleuten, die noch auf ihren Landgütern wohnen, anführen, welchen der Ackerbau, weil sie sich selbsten darauf verstanden, und auf alle daherige Arbeit genaue Aufsicht gehabt, eine Quelle der Wohlfarth worden, und auf denselben zahlreiche

Fami-

Familien auferzogen haben; es sind Leute voll von Ehre und Tugend, die sich durch den reichen Abtrag ihrer Güter, durch den Eifer, welchen sie ihren Untergebenen beygebracht, und insonderheit durch den Reichthum ihrer Getreid-Erndten in diesem beglückten Zustand erhalten haben.

Ein solcher unverdrossener Anbau, der durch erfahrne und fleißige Männer, mit guten Gespannen, guten Pflügen, guten Egen, zu rechter Zeit und mit behöriger Sorgfalt verrichtet wird, war die Zauberkunst, deren das Römische Volk bisweilen diejenigen Landwirthe, welcher Fleiß ein glücklicher Erfolg gekrönet, und besonders jenen Römer anklagte, der sich auf eine so einfältige und zugleich so edle Art rechtfertigte, da er seine Stiere und sein Ackergeräthe vorwiese, und mit dieser in vier Worten enthaltenen Rede begleitete: *Hæc mea veneficia Quirites.* Es ist diese ganz natürliche Zauberkunst, davon uns der witzreiche La Fontaine das Geheimniß entdecket, in der Fabel des Vaters an seine Söhne, wie der in dem Acker verborgene Schatz zu finden:

Creusés, fouillés, bechés, ne laisses nulle place,
Ou la main ne passe & repasse.

Dieß ist die neue Weltweisheit, welche auf wiederhohlte Erfahrungen festsetzet; daß das öftere Bearbeiten, insonderheit mit der Spate (Grabschaufel) aufs wenigste eine Zeit lang, eben so nützlich, ja öfters noch nützlicher sey als der Dünger; mit diesem grossen Unterscheide zwischen dem pflügen und der mit der Spate verrichteten Arbeit; daß in einem Boden, wo

jenes achtfältige Frucht hervorbringt, diese aufs wenigste zehenfältige hervorbringen wird.

Da man diesen Anbau nicht allein durch neue Uebungen, als durch den Gebrauch der neuerfundenen Pflüge, Säe-Maschinen, Egen, u. s. f. sondern auch durch Abschaffung schädlicher, durch die Gewohnheit aber geheiligter Uebungen verbessern kann; so will ich auch von der letzteren Art ein Beyspiel geben; der Gebrauch, die Erde, oder die Erdscholle selbst zu verbrennen, ist von den Dänischen Landwirthen verworfen worden, welche darüber vortrefliche Anmerkungen mitgetheilt haben. Sie halten denselben vor schädlich, und zureichend das Land völlig zu verderben. Man kann es ausführlicher sehen, in den Patriotischen Gedanken von der Möglichkeit den Ackerbau in Norwegen zu verbessern, Coppenhagen 1758. Nicht daß die Salze, so in den verbrannten Materien enthalten sind, zur Belebung der Vegetation nicht sehr würksam seyn; daß man in denen an das Meer gränzenden Gegenden das Meergras verbrennt, und die Asche davon auf die Felder zerstreuet, ist bekant; sondern das Feuer selbst zertheilt die Erde zu sehr, die doch zum Wachsthum des Getreides eine gewisse Kraft und Dichtigkeit haben muß; die Römische Wirthschafter haben schon erinnert, daß die Erdscholle, welche das erste Pflügen abreisset, nach und nach, und ohne Feuer, auf der Oberfläche sich selber verzehren, und daß sie auf diese Art aufgelöset einen sehr guten Dünger abgeben.

III. Viel-

III. Vielleicht ist man erwarten, daß ich unter die Mittel, die den Getreidbau begünstigen, die Ausrottung eines Theils unserer Weingärten setze, nämlich derjenigen, welche in einem flachen und fetten Boden angeleget, einen schlechten Wein hervorbringen, unserem Weinland keinen Ruhm erwerben, und wieder in Feld verwandelt, vortrefliches Getreide tragten. Aber ich muß es gestehen, daß ich darzu nicht Muths genug habe, und daß anbey der Erfolg davon nach meinen Gedanken, sehr gering wäre. Wenn ich mir ein Land vorstelle, welchem die Wege, sich wieder zu erhohlen schon so verschlossen sind; in welchem die Glücksumstände so gemäßiget sind; wenn ich den Eigenthümer eines Guts betrachte, der solches von seinen Vätern ererbet, oder um baares Geld auf eine redliche Weise erkauft hat, von welchem er vielleicht seinen ganzen Unterhalt, oder einen Theil desselben erhebet; wie würde einem solchen Menschen das Herz bluten, wenn er diesen so werthen Weingarten müßte sehen ausrotten, oder aus Gehorsam selbst ausrottete; welcher anbey nicht könnte in einen Acker verwandelt werden, ohne ihn in einen Proceß mit denjenigen zu verwickeln, von welchen er die Ersetzung des Schadens forderte. Ich begreife es ohne Mühe, daß das Mitleiden den Plan dieser strengeren Politic unterdrückt hat. Um so mehr, da alles dieses Land, welches auf diese Weise dem Ackerbau wieder wäre zugestellt worden, nicht hinreichen möchte, den grossen dabey aufstossenden Hindernissen die Wage zu halten. Weingärten, von dieser Art sind anbey insgemein

von

von grossem Ertrage; Ich könnte noch beyfügen, daß von Zeit zu Zeit Eigenthümer, die aber freylich eine bessere Sache haben als andere, Weingärten, um sie zu einem besseren Gebrauch zu verwenden, von selbsten ausrotten. Die Geschichte hat uns in Ansehen dessen ein Beyspiel einer solchen Gewaltshandlung hinterlassen, welche aber nicht halten konnte, ohngeachtet sie von einem sehr grausamen und sehr eigenmächtigen Fürsten, dem Domitianus herflosse; dieser Kayser, da er beobachtete, daß man die Felder mehr als die Weingärten vernachläßigte, verbot neue Weingärten in Italien anzulegen, und publicirte ein Edict, das anbefohlen, den halben Theil derselben in den Provinzen auszurotten; aber da ganz Asien dieser Sache wegen Gesandte an ihn schickte, so widerrufte er dasselbe. Es scheinet aber dennoch, daß sint dem Domitianus bis zu der Regierung des Probus die Bewilligungen zu Anlegung neuer Weingärten, sehr eingeschränkt gewesen, und sint den Zeiten des Probus leichter erhalten worden.

Wenn wir aber dieses Mittel, die Summ des Ackerlandes zu vermehren, übergehen müssen, so lasset uns dasselbe auf eine andere Weise ersetzen.

IV. Wir haben fest gesetzet, daß eine jede freye, kriegerische, von Vestungen entblößte Nation durch eine grosse Bevölkerung sich furchtbar und nothwendig machen müsse; und daß eine jede Nation, die nach einer solchen Bevölkerung strebet, müsse auf die Mittel bedacht seyn, ein

solch grosses Volk aus ihrem eigenen Gewächse zu ernähren; ich füge noch ins besondre bey, daß ein jedes Volk, welches an der Zahl und den darzu nöthigen Hilfsmitteln zunehmen will, sich auf das roden legen muß. Wenn es schon ein grosser Vortheil ist, den Werth und den Abtrag des gebauten Landes zu vermehren, wie viel grösser muß er dann seyn, wenn man neues Land, das bis daher nicht war, gleichsam erschaffet; denn ungebautes Land ist vor nichts zu rechnen, und kann nicht höher geschätzet werden, als ein an dem Ende einer Maur hervorragender Stein, der auf den Anbau einer andern Maur wartet. Ist dieß, so wäre es auch ein grosser Fehler, oder ein grosses Uebel vor einen Staat viel Heideland zu haben, je weniger er hat, desto gesicherter und stärker er ist. Es ist eine bekante Regel der Klugheit: Roden ist besser als bauen. Alles Heideland, das man anbauet, ist eine Eroberung auf der Unfruchtbarkeit. Es ist kein Zweifel, daß nicht alles Land von seinem Besitzer könne nutzbar gemacht werden, er muß es nur kennen lernen, um seine Eigenschaft zu entdecken. Wälder, Wiesen, Weingärten, Felder, Baum- und Krautgärten, Hanfäker, Weiden; u. s. f. Es ist kein Erdreich, es mag so mager seyn als es will, das nicht zu dem einten oder dem andern dieser Gebräuchen kann verwendet werden; wenn auch dieß nicht ist, so wird er an dem einen Ort eine Steingrube, an dem andern Ort eine Sand- oder Mergelgrube öfnen; hier wird er Torf (Turben) dort aber Wasser hervorgraben, welches seine Fruchtbarkeit einem bessern Boden zuführen wird.

Es

Es untersuche doch ein jeder mit einiger Aufmerksamkeit das Land oder den District, so er bewohnet; er wird aller Orten dergleichen verachtete Stücke, und in Menge finden, daraus man ganz gewiß, aufs wenigste so viel ziehen könnte, daß man ihren Werth verdoppelte, ja bisweilen zehenfach und drüber vermehrete. Dieß ist also eine reiche Materie, die sich unserer Nation darbietet, um ihren Eintrag von innen und zugleich ihr Eigenthum zu vermehren. Welches Herr Postlethwait, in seinem Werke, das den Titel führet: *Britains Commercial interest explained and improved*, London 1757. gründlich beweiset. Ich thue nur noch hinzu, daß die Schweitz, und der Canton Bern insbesondere, auf eine um so viel schätzbarere Weise würde zunehmen, weil es würde geschehen ohne den Neid seiner Nachbarn zu erwecken und seine Gränzen auszudehnen.

Wir wollen noch beyfügen, daß wenn man das roden nur blos als ein Mittel betrachtete, eine gewisse Anzahl von Leuten dem Müßiggang zu entziehen, so wäre es auch nur in dieser Absicht höchst nützlich; man wäre zugleich für den Unterhalt und für die Sitten beschäftiget.

Ich weis nicht, ob es nöthig ist zu ahnden, daß ich zu ungebautem Lande die Wälder nicht zehle, diese sind ein Schatz, der in allen Landen mit Sorgfalt soll erhalten werden: Durch die Wälder verstehe ich nicht nur die grossen mit hartem und weichem Ober- und Stammholze besetzten Förste, sondern auch kleine hin und wie-

wieder, sonderlich in der Nähe von Städten und Dorfschaften angepflanzte Wäldlein, welche für alle Arten Bauholzes so nützlich sind, die Unter- oder Schlaghölzer, die wohl besorget, und mit Schirr- oder Nutzholz, für die Wagner, Drexler, Bötticher (Küfer) und zu allen Geräthschaften der Wirthschaft, versehen sind. Es ist auch sehr nothwendig solche an abhängigen Orten (stozigen Reinen) auf steinigem und zu einigem andern Anbau untüchtigem Boden, zu besorgen und zu vermehren. Hier ist allein vom Heidelande die Rede, welches mit Gesträuch, Dornen, Heidekraut, schlechtem und unnützem Holze besetzt ist.

Wenn es also den Hohen Obrigkeiten der verschiedenen Cantone, in der Schweitz, den Städten und Gemeinen, den Herrschaftsherren und Vasallen, ja allen Vorgesetzten eines jeden Ortes, würde belieben, ein Verzeichniß des ungebauten Landes von allen Arten, mit einem verkürzten Grundriß, machen zu lassen, welche seinen Halt, seine Lage, seine Natur, seinen Werth, den Gebrauch, zu welchem man es widmen könnte, die Mittel es urbar zu machen, u. s. f. den Obrigkeiten vor Augen legte: So ist nicht zu zweiflen, daß nicht alles das Land, was kann angebauet werden, nach und nach die Gestalt eines irdischen Paradieses annähme; denn es ist zu vermuthen, daß die Particularen, die in ihren Besitzungen auch ungebautes Land haben, und die Sorgfalt sehen, welche der Landesherr in seinen ihm unmittelbar gehörigen Ländereyen, Städte, Vasallen und Gemeinen in ihren Bezirken, darauf verwen-

wenden, endlich den Vortheil, es nach ihrem Beyspiel nutzbar zu machen, auch einsehen.

V. Was wir in dem vorhergehenden Artickel von dem verabsäumten, oder völlig ungebauten Lande gesagt haben, läßt sich ganz gewiß auf alles Erdreich von gleicher Art ziehen, und unterscheidet sich nur nach der Grösse des Gegenstandes; so daß je grösser das unfruchtbare Land seyn wird, desto wichtiger auch die Einrichtung von desselben Verbesserung wird. Ist dieß, so kenne ich nichts so grosses, so verabsäumetes, der Ueberlegung nach der vortreflichen Absicht der Oeconomischen Gesellschaft so würdiges, als wie die gemeinen Weiden der Dorfschaften sind, die an andern Orten Allmenten auch Heiden genennet werden; von denen der Grund, der Gemeine des Ortes, die tägliche Nutzniessung aber allen Gliedern der Gemeine zugehört.

Da ich gezwungen bin mich einzuschränken, damit ich nicht zu weitläuftig werde in einer so reichen Materie; so muß ich folgende Sätze kürzer, als ich wünschte, abhandeln.

1. Den würklichen Zustand der Gemeinweiden (Allmenten).
2. Ihren Ursprung und ihre Bestimmung.
3. Ihre Fehler und Nachtheile.
4. Die Nothwendigkeit und den grossen Nutzen, sie dadurch nutzbarer zu machen, daß diese grosse Ländereyen vertheilt, und Personen übergeben werden, die sie zu verbessern im Stand sind.

I. Der

I. Der gegenwärtige Zustand dieser Gemeinweiden ist fast an allen Orten, die vollständigste, und dem Nutzen derjenigen, welchen sie ersprießlich seyn sollten, ganz widerwärtige Unordnung. Die einen sind mit Dornen und Steinen bedecket, die andern mit stehendem und dem darauf weidenden Viehe sehr ungesundem Wasser überschwemmet; die besten sind den Maulwürfen preis gegeben, und öfters von ganzen Schweinherden verwühlet, da wegen dem unebenen Boden ein guter Theil der Weide verlohren gehet; sie sind mit einigen schlechten, übel besorgten, und durch das Vieh beständig erschütterten, Bäumen bepflanzet; das traurigste aber ist, daß auch nur in einer einzelen Gemeine etlich hundert Jucharten fürtreflichen Landes auf diese Weise vernachläßiget werden. Der Gebrauch, den man davon macht, ist einer guten Anstalt und einer klugen Wirthschaft nicht weniger zuwider. Kaum fangen die ersten Strahlen der Sonne an, das Gras auf diesen Weiden zu treiben, so muß so gleich alles Vieh in der Gemeine es abweiden, oder vielmehr zertreten, knetten, und in seiner Geburt erstecken. Was allen diesen Hindernissen ohngeacht wachset, ist in wenigen Tagen aufgezehret; und muß das Vieh den Ueberrest des Jahres auf diesen öden Triften herumirren, und schmachten; da es oft von einer guten Tränke, von den Ställen und aller Besorgung entfernet, jungen Hirten überlassen wird, die es sehr nachläßig hüten.

II. Die Geschichte von den Gemeinweiden, und eine genaue Untersuchung von ihrem Ursprung, will ich hier nicht anführen, und könnte

es auch nicht thun. Derselbe ist ganz gewiß ehr alt, und wahrscheinlich so alt als die Städte und Dörfer, zu deren Genuß sie sind gewidmet worden. Ihre Stifter legten ihnen ein Gebiet und viele wilde Ländereyen zu, deren Werth die Herren so wenig als ihre neue Unterthanen kennten; die ersteren behielten sich Dienste und Grundzinsen darauf vor; die letzteren baueten nur für die dringendeste Noth; und die neuentstehende Gemeinen verzeigten ihren Bürgerschaften, von dem zu Lehen empfangenen Lande, weitläuftige, damals öde, Districte, zu einem häuslichen Geschenke (Haussteuer) für den Unterhalt ihrer Heerden.

In den ungestümen Zeiten des barbarischen Weltalters, da die Menschen auf nichts dachten, als wie sie angreifen und sich vertheidigen wollten; in diesen Zeiten, da man ein hartes, unruhiges, und irrendes Leben führte; kennte man die nützlichen Verrichtungen des Landbaues schier nicht anders als aus Noth; die Wälder, die Gehaue, die holen Wege, waren fast die alleinigen Vestungen; man hätte vermeynt, man fügte dem Vaterlande Schaden zu, wenn man solche wilde Ländereyen anbauete, oder zum Behufe der Handlung und der Ernde bequemere Wege anlegte. Man pflügte und erndete mit bewafneter Hand; und das war kein Beweggrund ein Land lieb zu gewinnen, das oft, nachdem es verheeret worden, ungebauet liegen bliebe.

Dieses war schon die Lebens- und Landesart der kriegerischen Nationen fast von ganz Eu-

Europa, selbst, zu den Zeiten, da die Römer schier alle Völker, zu denen sie durchdrungen, gesitteter machten.

Julius Cäsar (*) sagt, daß die Deutschen ihre Länder und Aecker nicht abgesondert; sondern alles gemein hätten, sie blieben nur ein Jahr lang, an dem gleichen Orte, lebten von Milch und Kräutern, und hatten sehr wenig Getreide; sie achteten den Landbau gar nichts, und machten sich eine Ehre daraus, der Jagd und dem Krieg allein ergeben zu seyn.

Strabo bezeuget, daß die Sueven, eines der vornehmsten deutschen Völker, beständig ihren Wohnplatz veränderten, den Ackerbau verachteten, und von dem Abtrag ihrer Weiden lebten.

Zu den Zeiten des Augustus, waren die nunmehro fruchtbarsten und lieblichsten Länder von Europa, öde und wild. Frankreich, das fruchtbare Ungarn, alle an der Donau liegende Länder, wurden angesehen, so, wie Frankreich heut zu tag Norwegen ansiehet.

† *Non ager hic pomum, non dulces educat uvas.*

. . . . . .

Quocunque aspicias, campi cultore carentes,
Vastaque, quæ nemo vindicet, arva jacent.

Man redete von Thracien, Gallien, Deutschland, wie man heut zu tag von Siberien redet. Tacitus *de moribus Germanorum* hielte dafür, daß sich keiner, der in Italien, Asia, oder Africa,

(*) De B. G. Lib. IV. c. 1. Lib. VI. c. 20.

(†) Ovid. de Ponto L. I. El. 3.

gebohren worden, entschliessen könnte seine Wohnung in Deutschland fest zu setzen; in einem, wie er sagt, so ungestalten, so unwohnbaren, so unangebauten Lande, das mit weiten Wäldern bedecket, mit Morästen und Sümpfen angefüllet, und von allen Obstbäumen entblösset ist. Sein ganzer Reichthum bestunde in dem Viehe, mit dessen Häuten sich seine in dem Land herumschweifende Einwohner, die keine bleibende Städte hatten, kleideten. Pomponius Mela und Seneca sagen das gleiche; und Herr Schiönning (*) macht uns ein gleiches Gemählde von Frankreich, Italien und Griechenland, sich auf die Treue des Justinus, des Diodorus Siculus, des Thucidides, des Polybius, und des Kaysers Julianus verlassende; ehe sie nämlich aus Egypten und andern noch näher gegen Morgen liegenden Ländern die Kunst des Landbaus erhalten hatten.

Die Nationen, die von Mitternacht wie Bienenschwärme, in der Absicht zu verheeren und zu erobern ausgezogen, brachten weder einen bessern Geschmack, noch Neigungen, den Sachen eine bessere Gestalt zu geben, mit sich. Diese wilde, beständig fortziehende, und von andern beständig wieder vertriebene Völker hatten ihre vorzügliche Lust an der Viehzucht. Wir können solches aus dem Beyspiele der Burgunder und Visigothen sehen, die in der Theilung, welche sie mit den Römern getroffen, denselben den dritten Theil des Landes, und zwey Drittheile von den

(*) Patriotische Gedanken, von der Möglichkeit, den Landbau in Norwegen zu verbessern, Coppenh. 1758.

den Leibeigenen überlassen; weil die ersteren viele Heerden hatten, die mehreres Land und wenigere Menschen erforderten, hingegen die letztere das Land baueten, und darzu mehrere Leute und weniger Erdreich nöthig hatten.

Die Geschichte des mittlern Zeitalters, die ein blosses Gewebe von grossen Veränderungen ist, hat vor uns nicht die geringste vortheilhafte Veränderung. Die grossen Herren waren Heerführer, und ihre Unterthanen Leibeigene oder Soldaten. Alles bliebe also noch lange Zeit in seinem ungebauten und wilden Zustand. Man bauete das Land nur allein nach dem Maasse, nach welchem die Zahl der Einwohner, und mit ihnen die Bedürfnisse sich vermehrten, und man ließ unter dem Nahmen der Gemeingüter (Allmenten) weitläuftige Ländereyen, als ein Ueberbleibsel des alten Geschmacks, und der Barbarey grober Zeiten, zu Weide liegen. Dieser Titul ist eben nicht allzurühmlich, und es ist offenbar, daß die Allmenten, sich allein durch die Gewohnheit erhalten haben; weil man niemals, oder aufs wenigste nicht mit Ernst, überleget hat, ob es nicht möglich wäre, sie zu einem bessern Gebrauch zu verwenden.

III. Wenn ihr Ursprung eben kein Beweisthum ihrer Würdigkeit ist, so sind ihre Fehler und Nachtheile eben so wenig zu ihren Gunsten.

1. Die Gemeingüter überhaupt, haben zwey grosse Fehler, der einte ist, daß sie der Absicht und der Einrichtung des Eigenthums zuwider sind. Der andre ist, daß sie von allen ihren Nutzniessern auch nicht eines einzigen Gewogen-

heit erwerben. In Ansehen des ersteren, wenn die Vertheilung der Güter das erste Gesetz der Gesellschaft ist, in so weit dieselbe einem jeden sein Loos und seine Arbeit, mit den Früchten, die daraus erwachsen, verzeiget, so ist ihre Vereinigung auf einer grossen Anzahl von Menschen derselben schnurstracks entgegen; der Grund davon ist: 1. Daß diese Gemeinschaft ein gleiches Recht, und einen sehr ungleichen Genuß giebt, welches ein sehr grosser Fehler ist; 2. Daß sie, anstatt die Verbesserung der Güter zu befördern, die daherige Begierde erlöschet, und ihre Würkung hemmet; 3. Daß diese Weise zu besitzen oder zu nutzen diese Güter der Handlung entziehet, und also den Umlauf hindert, welcher (wie in den Cörpern die Bewegung) der Ursprung des Lebens ist von allem dem, was der Staatskunst eigen ist.

In Ansehen des anderen; so ist es eine bekante Regel, daß was allen angehöret, eigentlich keinem gehört. *Quod totius, nullius.* Und eben deswegen trägt auch keiner von allen den Antheilhabern eines so allgemeinen Eigenthums darzu Sorge, er bekümmert sich aufs höchste um den Genuß. In einer solchen beynahe aller Freyheit beraubten Gemeinschaft, da keiner auf eine Verbesserung siehet, auch seinen Theil nicht verbessern kann, noch darzu eingeladen ist, daß er etwas mache, kann auch keiner etwas anders, als die Nutzung in Absicht haben.

2. Wenn man diese Nutzung in Anschlag bringt, so wird sie ein sehr geringes auswerfen, sie trägt dem gemeinen Säckel nichts ein, und ist

ist dem Antheilhaber eine sehr geringe und mangelhafte Hilfe. Der zwanzigste Theil von diesem Erdreich, wenn es auch nur sehr mittelmäßig angebauet wäre, würde mehr abtragen. Ich setze, daß funfzig Hausväter ihr Vieh auf eine Weide von zweyhundert Jucharten treiben, so kann ich versichern, daß anstatt der 4. Jucharten, die eines jeden Antheil ausmachen, eine einzige angebaute Juchart ihm ein mehreres eintragen würde.

3. Der Nutze, den man aus diesen Weiden ziehet, ist gar ungleich vertheilt, er hilft den ärmsten nichts, die reichsten ziehen am meisten daraus, weil sie am meisten Vieh haben.

4. Die Güter, die Gemeinen zugehören, werden sehr wohl todte Güter oder Güter von todter Hand genennet; dieweil dieses Eigenthum in den Händen einer Gemeine, die niemals stirbt, nebst der Tilgung des Lehens, die nicht mehr in Uebung ist, annoch ein Capital, welches nichts abträgt, und nicht mehr Hand änderet; den Zins, welchen es aufs geringste herunter setzet; den Fleis, welchen es den Grund entziehet, den er anbauen könnte, tüget.

Die rechtliche und gebräuchliche Redensart: Mettre en main capable; in tüchtige Hände legen, welche so viel sagen will, als: Die Gemeingüter einzelnen Personen übergeben, die sie können und wollen verbessern; beweiset die Wahrheit dieser Gedanken, daß ein unter den Händen einer Gemeine liegendes Gut nicht an seiner rechten Stelle sey; weil bey keiner Ge-

meine, sie mag auch seyn, wie sie immer will, weder die Einheit der Absicht von einer einzelnen Person, die es zu ihrem alleinigen Augenmerk gewählet hat, noch die leichte Bewerkstelligung, um die Arbeit geschwind und mit geringeren Kösten zu machen, platz findet; es ist übrigens richtig, daß es für eine Gemeine leichter angehet bey Gütern, die schon in gutem Stande sind; als aber bey solchen, die erst in guten Stand sollen gestellt werden.

5. Der Zweck, das Vieh darauf zu erhalten, wird nicht erreicht; sie verleiten vielmehr die Leute zur Sorgloßigkeit; indem viele mehreres Vieh ankaufen und halten, als sie überwintern können, welches ein grosses Uebel ist; daher kommt dann das geringschätzige Vieh, das auf einer so gleich abgehüteten (abgeetzten) Weide, deren man nicht Zeit giebt wieder aufzuwachsen, sehr schlecht ernähret wird. Schwache und magere Gespann, die oft über ihre Kräfte arbeiten müssen, und in kurzer Zeit zu Grunde gehen; welcher Verlust durch den geringen Abtrag der Weide nicht ersetzet wird.

6. Bey einreissenden Viehseuchen, dähnet sich die Ansteckung auf den Gemeinweiden aus, und vermehret die Zunahm des Uebels öfters früher, als es recht bekant ist; oder wenn das Vieh durch die Veranstaltung der Policey in die Ställe eingeschlossen wird, so fehlet es an Futter. Es wäre also für die Particularen sehr gut, wenn sie der Versuchung nicht ausgesetzet wären, ein Stück Vieh, sehr oft mit geborgtem Geld zu kaufen, welches nicht kann bey seinen Kräften bleiben, wenn es nicht wohl gehalten wird.

Ich

Ich thue noch hinzu; daß dergleichen Vieh, auf den Weiden sich nur ermüdet, auf denen es herumlauft, und seine Nahrung kümmerlich findet; oft entwischt es, reisset aus, und verursachet grossen Schaden.

7. Die Allmenten sind eigentlich weiter nichts als verlassenes Land; sie sind eben das, was alles Land überhaupt gewesen, alldieweil die Menschen noch wilde waren, oder aufs höchste, was es unter Völkern war, die von dem Kriege, der Viehzucht, und der Jagd lebten. Nun (sagt der Herr von Mirabeau *) das gleiche Land, welches unter einem Volke von Jägern kaum zwanzig Menschen hätte ernährt, hat zu den Zeiten des Tullus Hostilius 5000. Bürger ernährt; wenn schon in dieser Rede etwas übertriebenes ist, so wird sie doch aufs wenigste begreiflich machen, wie nachtheilig die Gemeingüter der Bevölkerung eines Staats sind.

8. Ein grosser Fehler der Gemeinweiden ist, daß sie ungebaute Striche Landes aneinander hängen; sind diese grosse Vereinigungen schon dem angebauten Lande sehr schädlich, so sind sie dem unangebauten noch gar viel schädlicher, indem sie seinen Anbau verhinderen.

9. Der gemeine Weidgang in den Waldungen haltet den Anwachs des Holzes auch sehr auf, und ist ihrer Policey gar hinderlich; das noch junge Holz laufet Gefahr, daß es abgefressen, abgestreifet, gerieben, oder loß gerissen

(*) In seinem Werke betitelt Ami des hommes, unter der Aufschrift: der Menschenfreund, übersetzet.

werde; das Vieh öfnet überdieß die Wege zu einem unerlaubten Holzhau (Freveln) u. s. f.

10. Die Koppelweiden unter verschiedenen Gemeinen verursachen öfters zwischen ihnen oder ihren Angehörigen, Streit und Proceß, die langwierig, kostbar, und schwer zu beendigen sind.

IV. Da dieses die grossen und vornehmsten Fehler der Gemeingüter sind, so wird auch wohl kein besseres Mittel dafür seyn, als daß man sie in kleine Stücke vertheile, und dem freyen Kauf unterwerfe, so daß man dem Beyspiel und Methode der Römer bey Vertheilung ihrer eroberten Länder ohngefehr folget. Der einte halbe Theil ist zum besten des Volkes verkauft, der andere armen Bürgern, unter der Auflage eines Bodenzinses (Grundzinses) zum besten des Staats ausgetheilt worden. So war es die Gewohnheit, deren Weisheit und politische Klugheit der berühmte Montesquieu sehr erhebet. (*)

So bald man gestehen muß, und bewiesen ist; daß diese Allmenten gleichsam ein verborgener, und in den Händen der Gemeinen unnütz gewordener Schatz sind; was könnte man bessers thun, als sie aus ihren Händen reissen; nicht, daß man sie ihnen entziehe, zumahlen sie ihnen zugehören. Sondern daß man sie durch allerhand von ihrem eigenen Nutzen hergenommene Vorstellungen väterlich anmahne, sich derselben

(*) Considerations sur les causes de la grandeur & de la décadence des Romains p. 9.

selben vermittelst guter und nützlicher Erblehen, unter dem Vorbehalt eines jährlichen Bodenzinses in Getreide zu entziehen; wenn sie zuerst einen Theil davon nach den Vorfällen und Umständen, zu Abführung einiger Gemeinschulden, oder zu Vermehrung ihrer Capitalien, und der Renten der Burgerschaft, oder der Armen, werden verkauft haben. Alles nach einem Plan, der ihnen mitgetheilet, und gemeinschaftlich von ihnen und ihren Oberen errichtet werden könnte. Ich will mich gegenwärtig dabey nicht aufhalten; um aber alle diejenigen, denen es zur Ueberlegung könnte aufgetragen werden, kräftigst dahin zu vermögen, so wollen wir die grossen Vortheile, die daraus entstehen, mit wenig Worten noch anführen.

1. Die allgemeinen Vortheile werden darinn bestehen; daß man zu allen Zeiten der Nation überhaupt, und diesem Staate besonders, einen genugsamen, auch in critischen Jahren hinreichenden, Ueberfluß versichert, und dadurch das ganze Volk vor der Theurung, der Armuth, und vielen Lastern, unter die ich auch das Monopolium rechne, beschützet.

2. Daß die Unkosten der öffentlichen Kornböden (Kornhäuser) nahmhaft verringert werden, welche wenn man schon ihren grossen Abgang, die Gefahr wegen Erhaltung des Getreides, und den Verlust, den sie veranlassen, nicht rechnet, dennoch, aller klugen Behutsamkeit ohngeacht, niemals den grossen Vortheilen eines fortdaurenden Ueberflusses die Waage halten, der ohnstreitig der beste von allen Kornböden ist.

Alexan-

Alexander Severus hinterliesse bey seinem Absterben einen solchen Kornvorrath zu Rom, daß er hinreichend war das ganze Römische Volk sieben Jahr lang, fünf und siebenzig tausend Scheffel auf den Tag gerechnet, zu erhalten; und zu den Zeiten des Augustus hatte dieß gleiche Volk nur noch für drey Tag lang Getreide, als die Flotte von Alexandria in den Hafen einlief.

3. Daß man den Einkauf des fremden Getreides, und die so entsetzliche Veräusserung des Gelds, das fast niemals wiederkommt, ausweichet.

4. Daß die Bevölkerung, und durch dieselbe die innerliche Macht des Staates merklich vermehret wird. Man hat ausgerechnet, daß Engelland noch für einen Drittheil mehrere Einwohner ernähren könnte, wenn das Land recht angebauet wäre, obschon es vollkommen angebauet zu seyn scheinet. Es würde sich, sagen die tiefsinnigsten Köpfe unter der Nation, für mehr als zwey Millionen Einwohner vermehren.

Hier muß ich nicht vergessen anzumerken, daß die Verwandlung der ungebauten Gemeingüter und der dürren Weiden in fruchtbare Felder und Wiesen, die empfindlichste und kräftigste Ursach der wunderbaren Vermehrung so wohl des Getreids als des Volks in Engelland gewesen ist. Seit 1689. hat das Parlament nicht aufgehört, die Einschlagung der Gemeingüter zu derselben Anbau zu bestätigen, und so gar durch Gnadenbezeugungen zu befördern. Welches eine

immer-

immerwährende Quelle von Vortheilen und Reichthümern geworden. Der vermehrte Anbau des Landes hat die Pferde, die Ochsen, die Schaafe vermehrt, welches einen unermeßlichen Einfluß auf die Landarbeiten, die Düngung, die Handlung mit Leder, Wolle, eingepekeltem (eingesalzenem) Fleische, Unschlitt, Butter, Käsen u. s. f. gehabt hat. Sie hat zu neuen Wohnungen, zu neuen Colonien für Fremde, zu Vermehrung der Matrosen, der Schiffen und der Handlung Platz gemacht. Der Verbrauch der Lebensmittel, und mit demselben die Menschen und die Reichthümer haben sich vermehrt. Die Einkünfte des Staates sind auf vielerley Weise groß worden. Dieses Gemählde bietet ein gleiches oder nahe beykommendes Glück einem jeden Staate an, so bald er die gleiche Anordnung machen wird.

5. Das Volk, welches besser genähret, und in einem besseren Stande ist, taugt auch gar viel besser zur Arbeit, zum Kriege, und zu guten Sitten.

6. Die Anzahl der Armen und Müßiggänger wird zu grosser Erleichterung der Spitäler und aller Gemeinen, die oft durch sie überladen werden, zur Entledigung der Familien, der Gerichten, und des Staates selbst, zu dem das Elend oft seine Zuflucht nimmt, nahmhaft abnehmen.

7. Man soll nicht zweifeln, daß die Abschaffung so vieler, öfters morastiger Gemeingüter, die Gesundheit unsers Climats nicht ver-

vermehren werde; es stimmet so wohl mit der gesunden Vernunft, als mit der Erfahrung überein, daß ein von Gesträuchen entblöster, von stehenden Wassern gereinigter, und ordentlich bearbeiteter Boden, weniger mit Nebeln und kalten Dünsten, und eben daher auch mit Schnee und Frösten (Reifen) werde beschweret werden. Dionisius von Halicarnassus redet von der strengen Kälte in Armenien, in klein Asien, in den Gegenden um das schwarze Meer, in Thracien, deren milde und gemäßigte Luft Busbecq so sehr erhebet. Deutschland und die Gegenden um den Weichselstrom sind nicht mehr, was sie zu Cäsars und des Pomponius Mela Zeiten gewesen. Das nordliche America, und das Vorgebürg der guten Hofnung, verlieren täglich, nach dem Maaß, in welchem sie angebauet werden, von der Räuhe ihres Climats. Italien war zu den Zeiten des Lucullus, der den ersten Kirschbaum von Cerasunt dahin gebracht, bey weitem nicht, was es heut zu tage ist. So gar Norwegen, wohin man noch vor zwanzig Jahren, nach dem Berichte des Herrn Schiönnings, Kohl und andere Gartengewächse aus fremden Ländern kommen ließ, hat sein Climat durch den Anbau des Landes dermassen gemildert, daß gegenwärtig in der Provinz Dronthem sehr gute Melonen, Cucummern, Spargel, Artischocken, Nüsse und andere zarte Früchte eingesammlet werden. Dieß alles sind so viel Beweisthümer und Beyspiele, von dem, was ein an sich selbst gar viel milderes Land, so wohl in Ansehen der Früchte, als

in

in Ansehen seiner gesunden Eigenschaften noch zuwege bringen könnte.

8. Welch ein Vortheil wäre es noch, wenn man vermittelst eines grösseren Ueberflusses von Getreide und andern Erdfrüchten, alle Arten von Handarbeiten in einem niedrigen Preise halten könnte, wenn man mit einiger Hofnung zu einem glücklichen Fortgang, Manufacturen unternehmen und fortsetzen könnte, die bisher allezeit wegen dem ungleichen und oft allzuhohen Preise der Lebensmittel fehlgeschlagen haben.

9. Die Verbesserung der Gemeingüter würde zugeben, daß man viele Aecker in Wiesen verwandelte, neue anlegte, mehr Vieh unterhielte, und eben dadurch die Zufälle des Sterbens desto leichter aushielte, Hanf und Flachs ansäete, mehrere Schaafe auf trockneren Weiden ernährete, die Bedüngung aller Ländereyen, die es nöthig hätten, vermehrete.

10. Es ist auch noch augenscheinlich, daß der Staat viel dabey gewinnen würde, durch die Vermehrung seiner Rechten in verschiedener Absicht; durch die Verbesserung seiner Lehen und Zehenden, welches ihm mit allen seinen Vasallen gemein wäre. Daß die Städte und Gemeinen der Armen wegen erleichtert, und durch einen frischen Abtrag bereichert würden, daß der Werth ihrer Bürgerrechte mit dem Preise ihrer Wohnungen steigen würde, daß also alle Stände von dem niedrigsten bis auf den erhabensten es gar glücklich empfinden würden.

Dieser

Dieser Plan muß doch nicht so chimerisch seyn, weil er sich, wo nicht ganz, doch zum theil, dem Geiste anderer Nationen dargeboten hat. Die Dänischen Journale reden von einem Buche das den Titul führet: Tractat wider die Gemeingüter, oder wider die Ländereyen, welche zwar unter die Bauren vertheilet, aber der Gemeinweide unterworfen sind; durch Herr von Cronhelm. (*) In welchem dieser gelehrte Autor, ein Staatsmann, nicht nur auf die Gemeinweiden siehet, sondern auch auf die Abschaffung des Rechts der Gemeinen auf den Gütern der Particularen, die wir in dieser Landschaft Champetres nennen, und die nach der ersten Ernde, wenn sie einmahl abgemähet worden, zur allgemeinen Huth müssen offen bleiben.

Man findet auch noch in dem Oeconomischen Magazine von Dännemark und Norwegen, so in Copenhagen 1757. in 4to gedruckt worden, eine Critic über die Gemeinweiden, so wohl auf den Allmenten als in den Wäldern der Insul Finland.

Es scheinet, daß der gleiche, wiewohl nicht so vollständige Entwurf schon der Grund des 4ten Gesetzes, Fol. 279. des grossen Coutumier, oder Landrechtens der Landschaft Waadt gewesen; das den Titel führet: de la passation des prés à clos & records, von der Erlaubniß die Wiesen zu Grummet (Emd) einzuschlagen; und sonderheitlich der Grund des über die gleiche Sache

(*) Das Werk ist betitelt: Schleßwig-Holsteinisches Magazin, Glückstadt 1757.

Sache gedruckten Mandats vom 13. Junii 1716. so den 13. Jenner 1717. bestätiget worden; welches die Verbesserung der Ländereyen noch viel genauer zur Absicht hat, und das Herr Boive in seiner Erklärung, mit allem Rechte ein Meisterstück der Oeconomie nennet; in seinem geschätzten Werke, das er 1756. in 4to herausgegeben, auf der 221. Seite.

Es ist zu beobachten, daß in diesem Mandat, welches erst publiciret worden, nachdem man die Gedanken aller Gemeinen des Landes, darfür und darwider, vorhero eingehohlet, Unsere Gnädige Herren, von den Wiesen und Aeckern, die sie einem jeden Particularen einzuschlagen erlaubten, diejenigen ausnahmen, die auf den Zelgen (Feldarten) liegen, ausgenommen die namentlich vorbehaltene Oerter; dieß geschahe ohne allen Zweifel deswegen, weil diese Felder meistens aus einer grossen Menge sehr kleiner, in = und durch einander laufender Stücken bestehen, deren Einschliessung den Zugang, den Anbau, und die Ernde würde sehr beschwerlich gemacht, der Zeitigung des Getreides, durch ihren Schatten geschadet, und vieles Land, zum Nachtheile eben dieses Getreides, dessen Ertrag sie verringert hätte, dem Anbau entzogen haben.

Von dieser Erlaubniß dergleichen Privatgüter einzuschlagen, welches eine würkliche Entäusserung der öffentlichen und gemeinen Huth und Trift (Weidgangs) ist, bleibt zu der Entäusserung der Gemeingüter selbst nur noch ein Schritt zu thun übrig. Dieser Schritt ist

weder schwer noch gefährlich, es braucht nur diesen Entwurf durch die Erfahrung zu rechtfertigen, und etwelche Gemeinen haben es schon gethan. Die, welche keine Allmenten haben, sind in gar viel besseren Umständen, als die, welche grosse Allmenten haben. Ein jeder Herrschaftsherr, der es in seinem Bezirk versuchen wird, oder eine jede Gemeine, die dem Beyspiele derer folgen wird, die diesen glücklichen Versuch gemacht haben, werden die gleichen Vortheile daraus erheben.

Könnte ich, meines schwachen Lichts ohngeacht, das süsse Vergnügen geniessen, etwas auf einige Weise, zu der Glückseligkeit der Schweitz, des Staats, und meines Vaterlandes beyzutragen! Sind bey einer Absicht, welcher sie so würdig ist, einige Schwierigkeiten zu überwinden, so sollen wir uns erinnern, daß wir ihre Hilfsmittel nicht vermehren können, ohne, daß wir zugleich die Quelle unsers Glücks vermehren.

O sua si bona norint.